



Universiteit  
Leiden  
The Netherlands

**Schreibende Frauen im frühen 18. Jahrhundert. Die Darstellung des Selbst und der Frau in den Briefen und Werken von Luise Adelgunde Victorie Gottsched-Kulmus.**

Sentis, Olga

**Citation**

Sentis, O. (2022). *Schreibende Frauen im frühen 18. Jahrhundert.: Die Darstellung des Selbst und der Frau in den Briefen und Werken von Luise Adelgunde Victorie Gottsched-Kulmus.*

Version: Not Applicable (or Unknown)

License: [License to inclusion and publication of a Bachelor or Master thesis in the Leiden University Student Repository](#)

Downloaded from: <https://hdl.handle.net/1887/3463420>

**Note:** To cite this publication please use the final published version (if applicable).

Schreibende Frauen im frühen 18. Jahrhundert.

*Die Darstellung des Selbst und der Frau in den Briefen und Werken von Luise Adelgunde Victorie Gottsched-Kulmus.*

Erstgutachter: Dr. J.M. Müller

Zweitgutachterin: Dr. D.E.A. Schellens

20. Juni 2022

Olga Sentis

Wortanzahl: 20921

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	3
2. Luise Gottsched und die Rolle der Frau in der Gesellschaft .....	7
2.1 Zwischenfazit .....	22
3. Die Selbstdarstellung in den Briefen Luise Gottscheds .....	23
3.1 Zwischenfazit .....	36
4. Die Darstellung von Frauen in den Werken Luise Gottscheds .....	37
4.1 <i>Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die doktormäßige Frau</i> .....	39
4.2 <i>Das Testament</i> .....	46
4.3 <i>Der Witzling</i> .....	51
4.4 Zwischenfazit .....	54
5. Fazit .....	56
Literaturverzeichnis .....	60

# 1. Einleitung

“O wie glücklich wäre der Mensch, wenn er bloß den Empfindungen seines Herzens nachgehen könnte!“<sup>1</sup>

Das frühe 18. Jahrhundert wird als ein aufgeklärtes Zeitalter, das u.a. mit Vernunft und Bildung verknüpft wird, bezeichnet. Die Aufklärung war auch eine Epoche, in der Frauen von der gesellschaftlichen Norm geprägt wurden, die u.a. besagte, dass Frauen nicht in die Öffentlichkeit gehörten, sondern dass sie den Haushalt erledigen und die Kinder erziehen sollten. In diesem Zeitalter lebte Luise Adelgunde Victorie Gottsched-Kulmus (1713-1762), die, insbesondere für ein Mädchen, nicht nur eine ausführliche Bildung genoss, sondern auch einen Professor für Poetik, Johann Christoph Gottsched heiratete. Ihr Interesse an der Literatur, das sie bereits in ihrer Jugend hatte, konnte sie während ihrer Ehe mit einem Literaturprofessor fortsetzen, auch weil die Ehe kinderlos blieb und sie sich demzufolge nicht um die Erziehung der Kinder kümmern musste. Während der Ehe erhielt Luise Gottsched Unterricht in Latein, eine Sprache, die Frauen nur in Ausnahmefällen erlernten. Trotz ihrer guten Bildung weisen Luise Gottscheds Komödien Frauen auf, die dieser Entwicklung nicht entsprechen. Wie sich aus ihren Briefen, die in Kapitel 3 besprochen werden, zeigen wird, äußerte Luise Gottsched sich in Bezug auf gelehrte Frauen sogar negativ, laut ihr sollte eine Frau gebildet aber nicht gelehrt sein. Vor allem die Frauen, die ihre Gelehrtheit öffentlich zeigten, wurden von Luise Gottsched kritisiert.

In der Literatur ist man sich über den Grund der abwertenden Haltung Luise Gottscheds anderen hochgebildeten Frauen gegenüber nicht einig. Manchmal wird es als ein “Widerspruch“ bewertet, und ist es “[s]chwierig[...] zu verstehen“, wie Hans-Peter Ecker schreibt.<sup>2</sup> Eine andere Ansicht, die u.a. von Ruth Sanders vertreten wird, besagt dass die “männlich orientierte Welt“ dermaßen gefestigt war, dass Luise Gottsched dieser nicht entgehen konnte, und dass “[d]iese Welt mit ihrem Gatten als Mittelpunkt [...] ihre Leistungen nur unter der Bedingung, daß sie nicht zur Bedrohung der Struktur dieser Welt werden dürften[, akzeptierte]“.<sup>3</sup> Inka

---

<sup>1</sup> Dorothee Henriette von Runckel (Hg.), *Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched geborne Kulmus*. 2 (Königsberg: Kanter, 1776), 309f.

<sup>2</sup> Hans-Peter Ecker, “Antipietistische Satire und Dokument problematischer weiblicher Identität: Luise Adelgunde Victorie Gottscheds *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau*,” in *Revista de Filología Alemana* 16, 2008, 62.

<sup>3</sup> Ruth Sanders, ““Ein kleiner Umweg:“ Das literarische Schaffen der Luise Gottsched,” in *Die Frau von der*

Kording erwähnt dazu, dass Luise Gottsched während ihrer Jugend nicht nur lernte, sich in “die fraglose Unterordnung unter die männliche Autorität“ zu fügen, sondern auch, “daß es sich für eine Frau nicht ziemt, öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen“.<sup>4</sup> Wie sich herausstellen wird, bildete im Allgemeinen die Trennlinie zwischen dem privaten und dem öffentlichen Leben, die Grenze der erlaubten Möglichkeiten für Frauen. Diese Ansicht äußerte sich ebenfalls darin, dass Luise Gottsched sich gegen Frauen wie Donna Laura Bassi, die ein Doktorat absolvierte und somit klar in die Öffentlichkeit trat, negativ aussprach.<sup>5</sup> Trotzdem wird sich auch zeigen, dass Frauen unter bestimmten Bedingungen doch in die Öffentlichkeit treten konnten. Luise Kulmus Vater erlaubte z.B., dass Johann Christoph Gottsched ihre Gedichte herausgab, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass die Veröffentlichung anonym erfolgte.<sup>6</sup> Diese Masterarbeit vertritt auch die Ansicht, dass die patriarchalische Gesellschaft einen Einfluss derart auf Luise Gottsched ausübte, der demzufolge ihr Handeln und ihr Schreiben prägte, wobei ebenfalls betrachtet wird, dass Religion sowohl in der Gesellschaft als auch in ihrem Leben eine wichtige Rolle spielte; nichtsdestotrotz zeigen ihre Komödien, diachron betrachtet, eine Entwicklung in der Darstellung von Frauen.

In der Literatur wurde bereits viel über Luise Gottscheds Werke und ihr Leben geschrieben, wobei sie häufig als Ehefrau von Johann Christoph Gottsched oder als “Produkt“ des 18. Jahrhunderts betrachtet wird. Diese Arbeit wird jedoch mehr als über ihre Werke und ihr Leben schreiben und wird sowohl den gesellschaftlichen und religiösen Rahmen mit den Briefen Luise Gottscheds als auch mit drei ihrer Werke verknüpfen. Untersucht wird somit, wie die Selbstdarstellung Luise Gottscheds als schreibende Frau im frühen 18. Jahrhundert war, wie sie die Rolle der Frau in der Gesellschaft betrachtete, und somit, wie sie die Frauenfiguren in drei ihrer Komödien, *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die doktormäßige Frau*, *Das*

---

*Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, hg. von Barbara Becker-Cantarino (Bonn: Bouvier, 1980), 189.

<sup>4</sup> Inka Kording (Hg.), *Louise Gottsched – “mit der Feder in der Hand“: Briefe aus den Jahren 1730 - 1762* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999), 4.

Vgl. Sanders, “Schaffen,” 174f.

<sup>5</sup> Dorothee Henriette von Runckel (Hg.), *Briefe der Frau Luise Adelgunde Victorie Gottsched geborne Kulmus*, 1 (Dresden: Harpeter, 1771), 22 & 24.

Kording, “Mit der Feder,” 7.

<sup>6</sup> Detlef Döring, Rüdiger Otto und Michael Schlott (Hgg.), *Johann Christoff Gottsched: Briefwechsel: Historisch-kritische Ausgabe: Band 1: 1722-1730* (Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2007), 100.

Kording, “Mit der Feder,” 4.

Sanders, “Schaffen,” 174.

S. Etta Schreiber, *The German Woman in the Age of Enlightenment: A Study in the Drama from Gottsched to Lessing* (New York: King’s Crown Press, 1948), 41.

*Testament* und *Der Witzling*, darstellte. Kapitel 2 fängt daher mit einer Beschreibung der Gesellschaft zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert bezüglich des gesellschaftlichen und religiösen Rahmens an, wobei vor allem die Literatur von Barbara Becker-Cantarino in Betracht gezogen wird. Der Grund für diese Langzeitperspektive ist, um zeigen zu können, wie lange die gefestigte soziale Norm bereits existierte und deswegen nicht einfach gelöst werden konnte. In diesem Kapitel wird auch das Leben Luise Gottscheds besprochen und mit der Geschichte verwoben, mit der Absicht, die Zusammenhänge zwischen ihrem Leben, der Geschichte und der Gesellschaft klarer zeigen zu können.

Das dritte Kapitel bespricht den Briefwechsel, in dem Luise Gottsched mit mehreren Personen stand. Vor allem der Briefwechsel, der zwischen Luise und Johann Christoph Gottsched vor ihrer Ehe stattfand und die Korrespondenz zwischen Luise Gottsched und Dorothee von Runckel, die bis ihren Tod andauerte, werden in diesem Kapitel besprochen. Weil diese Briefe die Gedanken und Meinungen Luise Gottscheds verkörpern, bieten diese einen Einblick in das Leben Luise Gottscheds und leisten somit einen wichtigen Beitrag zu dieser Masterarbeit. Diese Briefe sind eine Überarbeitung der Originalbriefe durch Dorothee von Runckel, doch betont Inka Kording, die eine Neuauflage dieser Briefe herausgegeben hat, dass diese Überarbeitung vor allem „stilistisch[...]“ und nicht inhaltlich ist.<sup>7</sup> Sie verweist dabei auf einen Vergleich zwischen den Originalbriefen, die erhalten sind und den überarbeiteten Versionen und erwähnt, dass die überarbeiteten Briefe „keine fundamentalen inhaltlichen oder sinnentstellenden Änderungen“ aufweisen, nur dass der Briefinhalt manchmal einigermäßen abgeschwächt wurde.<sup>8</sup>

Im vierten Kapitel werden die Frauenfiguren der drei genannten Komödien analysiert und wird u.a. die Sekundärliteratur von Hilary Brown verwendet, die sich mit den Werken Luise Gottscheds auseinandergesetzt hat. Zuerst wird *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die doctormäßige Frau* (1736) besprochen, die auf einer Vorlage des Autors Guillaume-Hyacinthe Bougeant basiert. *Die Pietisterey* wird im Allgemeinen als eine Übersetzung betrachtet, doch wurden von Luise Gottsched einige Szenen geändert und eine Frauenfigur hinzugefügt. Diese Bearbeitungen zeigen u.a. die persönliche Ansicht Luise Gottscheds bezüglich der Rolle der

---

<sup>7</sup> Inka Kording, „Konstruktionen der Unmittelbarkeit – Individualität in den Brautbriefen Luise Gottscheds,“ in *Diskurse der Aufklärung: Luise Adelgunde Victorie Gottsched und Johann Christoph Gottsched*, hgg. von Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goodman (Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2006), 74.

<sup>8</sup> Ebd. 74f.

Frau in der Gesellschaft und deswegen wird vor allem auf diese Szenen fokussiert. *Das Testament* (1745) und *Der Witzling* (1745) wurden wie auch *Die Pietisterey* anonym veröffentlicht. *Das Testament* sowie *Der Witzling* sind Originalwerke von Luise Gottsched, wobei letztgenanntes jedoch als Verteidigung der Ansichten Johann Christoph Gottscheds bezüglich der deutschen Sprache geschrieben wurde. Die drei Komödien unterscheiden sich auch in den familiären Beziehungen. In *Die Pietisterey* ist es eine Mutter, die über die Zukunft einer jungen Frau entscheiden kann, in *Das Testament* eine Tante und in *Der Witzling* ein männlicher Vormund. Interessant ist auch die Zeitspanne von 10 Jahren zwischen den Komödien. Obwohl Frauen immer noch die Öffentlichkeit versagt wurden und der gesellschaftliche Rahmen den jungen Frauen bezüglich Bildung und Gelehrtheit wenig oder keinen Raum bot, wird sich doch zeigen, dass eine Entwicklung der jungen Frauen in den Komödien Luise Gottscheds, bezüglich ihrer Unabhängigkeit innerhalb der Privatsphäre, stattgefunden hat.

## 2. Luise Gottsched und die Rolle der Frau in der Gesellschaft

Luise Adelgunde Victorie Kulmus wurde am 11. April 1713 in Danzig geboren. Die Familie war wohlhabend, ihr Vater war Arzt und ihre Mutter stammte aus einer Patrizierfamilie. Während ihrer Jugend wurde sie zu Hause unterrichtet und sie erhielt eine sehr ausführliche Bildung in u.a. Französisch, Englisch, Schreibunterricht, Prosodie, Mathematik, Lyrik und Musik. Angeblich bevorzugte ihr Vater, dass Luise Kulmus sich eher mit dem Kopieren lateinischer Traktate, die sie damals noch nicht verstehen konnte, als mit der Nadel beschäftigte. Im Alter von 12 Jahren schrieb Luise Kulmus ihre ersten Gedichte und ihre erste Übersetzung, aus dem Französischen, vollendete sie im Alter von 15 Jahren. 1729 begegnete Luise Kulmus zum ersten Mal Johann Christoph Gottsched, wonach 1730 ihrer Briefwechsel anfang, der bis 1735 andauerte und 61 Briefe seitens Luise Kulmus umfasst.<sup>9</sup>

Am 19. April 1735 wurde die Ehe zwischen Luise Kulmus und Johann Christoph Gottsched in Danzig geschlossen und Mai 1735 zog das Ehepaar nach Leipzig um.<sup>10</sup> Die Ehe blieb kinderlos, was Luise Gottsched einerseits bedauerte.<sup>11</sup> In ihrem Brief vom 14. November 1736 an die Freyfrau von R. schrieb sie, dass “[i]ch [...] es gewiß als ein Geschenk des Himmels ansehen [würde], allein auch im Fall ich keins vom ihm erhalten soll, ergebe ich mich in dem Willen Gottes“.<sup>12</sup> Andererseits stellte sie jedoch auch fest, dass eine kinderlose Ehe für sie bedeutete, dass sie sich weiterhin dem Schreiben und dem Musizieren widmen konnte.<sup>13</sup> Zudem lernte Sie, neben den bereits in ihrer Jugend gelernten Fremdsprachen Französisch und Englisch, während ihrer Ehe auch Latein.<sup>14</sup>

---

<sup>9</sup> Barbara Becker-Cantarino, *Der lange Weg zur Mündigkeit: Frau und Literatur (1500-1800)* (Stuttgart: Metzler, 1987), 266.

Hilary Brown, “Women and Classical Translation in the Eighteenth Century,” *German Life and Letters* 59:3 July 2006, 349.

Johann Christoph Gottsched (Hg.), *Der Frau Luise Adelgunde Victoria Gottschedinn, geb. Kulmus, sämtliche Kleinere Gedichte: nebst dem, von vielen vornehmen Standespersonen, Gönnern und Freunden beyderley Geschlechtes, Ihr gestifteten Ehrenmaale, und Ihrem Leben* (Breitkopf: Leipzig, 1763), ohne Paginierung.

Kording (Hg.), “Mit der Feder,” 3f.

Schreiber, *German Woman*, 41f.

Veronica C. Richel, *Luise Gottsched: A Reconsideration* (Bern/Frankfurt: Lang, 1973), 13f.

<sup>10</sup> Richel, *Reconsideration*, 15.

<sup>11</sup> Ebd., 16.

<sup>12</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 233.

Richel, *Reconsideration*, 16.

<sup>13</sup> Ebd.

von Runckel, *Briefe 1*, 233f.

<sup>14</sup> Brown, “Classical Translation,” 349.

Richel, *Reconsideration*, 16.



Obwohl Luise Gottsched eine hochgebildete Frau war, kritisierte sie gelehrte Zeitgenossinnen, dessen Grund laut Inka Kording war, dass Luise Gottsched der Meinung war “daß Frauen in Männerdomänen nichts zu suchen hatten“.<sup>15</sup> Die Aufnahme 1730 von Christiana von Ziegler in die “Männervereinigung“ *Deutsche Gesellschaft* wurde laut Kording daher von Luise Gottsched verspottet.<sup>16</sup> Kording erwähnt außerdem, dass Luise Gottsched ebenfalls sowohl 1732 Laura Bassis Ernennung zur Philosophieprofessorin als auch 1754 die Promovierung zur Ärztin von Dorothea Leporin-Erxleben missbilligte.<sup>17</sup> Hilary Brown sagt dazu, dass der Grund dieser Kritik die Tatsache war, dass Luise Gottsched “disapproved of women seeking public glory”, wie auch Veronica Richel behauptet, dass Luise Gottsched “preferred to conceal her intelligence rather than attract attention by displaying it”.<sup>18</sup> Doch wurde Luise Gottsched 1749 gerade von Kaiserin Maria Theresa als “die gelehrteste Frau von Deutschland“ betrachtet.<sup>19</sup>

Der Grund dieser Verspottung könnte die Folge von der Tatsache sein, dass dieser Eintritt in die obengenannten “Männerdomänen“, und somit in die Öffentlichkeit, dem laut Barbara Becker-Cantarino herrschenden Frauenbild des Christentums, das bereits seit Jahrhunderten die Unterwürfigkeit der Frauen darstellte, widersprach.<sup>20</sup> Diese Ansicht besagt, dass Eva aus Adam entstanden sei, und sie wurde deswegen als “zweitrangig“ bezeichnet.<sup>21</sup> Zudem wurde die Sünde, die zur Vertreibung aus dem Paradies führte, ebenfalls Eva zugeschrieben, infolgedessen nach der Vertreibung aus dem Paradies, die Frau dem Mann auf der Erde untergeordnet sein sollte.<sup>22</sup> Auch Luther behielt diese Ansicht bei, zudem bewertete er die Ehe aufs Neue. Im Mittelalter wurden Frauen unter bestimmten Bedingungen zugestanden, berufstätig zu sein. Laut Luthers Ansicht jedoch, sollte die Funktion der Frau im 16. Jahrhundert sich auf “die Rolle der Ehefrau“ beschränken.<sup>23</sup> Luther bewertete die Frau als

---

<sup>15</sup> Kording, “*Mit der Feder*,” 7.

<sup>16</sup> Ebd.

von Runckel, *Briefe 1*, 26f.

<sup>17</sup> Kording, “*Mit der Feder*,” 7.

von Runckel, *Briefe 1*, 22 & 24.

von Runckel, *Briefe 2*, 225.

<sup>18</sup> Brown, “Classical Translation,” 351.

Richel, *Reconsideration*, 16.

<sup>19</sup> Gottsched, *Kleinere Gedichte*, ohne Paginierung.

Kording, “*Mit der Feder*,” 1f.

Paul Schlenther, *Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie* (Berlin: Herz, 1886), 26f.

Richel, *Reconsideration*, 17,

<sup>20</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 20f.

<sup>21</sup> Ebd., 21f.

<sup>22</sup> Ebd., 19ff, 27f, 68.

<sup>23</sup> Ebd., 19, 28ff & 37f.

“Gehilfin des Mannes“ und ihre wichtigste Aufgabe war laut ihm das “Gebären“ von Kindern; Frauen, die jedoch unfruchtbar waren, wie auch Luise Gottsched keine Kinder bekam, wurden vom ihm abgewertet.<sup>24</sup> Auch die calvinistische Lehre ähnelte der Sichtweise Luthers bezüglich der Position der Frau in der Gesellschaft und dies bedeutete laut Barbara Becker-Cantarino, dass weil der Protestantismus sich auf der Bibel berief, diese Ansicht auch nicht angefochten werden konnte und bis zum 19. Jahrhundert andauerte.<sup>25</sup> Auch die katholische Kirche hatte eine ähnliche patriarchalische Ansicht, weil der Ehemann auch nach dem Katholizismus das Oberhaupt der Familie war.<sup>26</sup> Außerdem widersetzte sich u.a. Luther der Tatsache, dass Familien eine oder mehrere ihrer Töchter in einem Kloster unterbrachten. Laut dieser Ansicht aus dem 16. Jahrhundert sollte eine Frau ihr Leben nicht als Nonne in einem Kloster, sondern als Ehefrau verbringen.<sup>27</sup> Diese Idee führte im 16. Jahrhundert dazu, dass in protestantischen Gebieten allmählich viele Frauenklöster geschlossen wurden.<sup>28</sup> Für Frauen bedeutete dies, dass eine Lebensweise, die Frauen eine geistige Entwicklung ermöglichte und die sich zudem ohne einen männlichen Vormund und “ständiges Gebären“ von Kindern vollzog, endete; die Rolle der Frau wurde weiterhin auf die patriarchalische Ehe beschränkt, in der der Ehemann auch das religiöse Leben bestimmte.<sup>29</sup>

Barbara Becker-Cantarino verweist auf das Beispiel von Katharina Zell (1497/8 – 1562), deren Leben viele Ähnlichkeiten mit dem Leben Luise Gottscheds aufweist. Katharina Zell heiratete 1523 den Prediger Matthias Zell und sie bekam zwei Kinder, die nur kurz lebten. Sie erfuhr diese Erfahrung als eine Strafe Gottes und widmete ihr weiteres Leben der Karriere ihres Mannes in Straßburg.<sup>30</sup> Nach seinem Tod setzte sie sich für unheilbar Kranken ein und kritisierte die schlechten Umstände dieser Patienten im Krankenhaus. Außerdem befürwortete sie Toleranz gegenüber Menschen, die eine andere Ansicht als das Luthertum, seit 1555 die anerkannte Religion in Straßburg, hatten.<sup>31</sup> Doch wurden laut Barbara Becker-Cantarino diese Handlungen und Äußerungen von Katharina Zell nicht als selbständige Frau aber vor allem als Fortsetzung ihrer Rolle als ehemalige Ehefrau eines Pfarrers gemacht, wie sie auch während

---

<sup>24</sup> Ebd., 40.

<sup>25</sup> Ebd., 42, 58f.

<sup>26</sup> Ebd., 45.

<sup>27</sup> Ebd., 76f.

<sup>28</sup> Ebd., 77f.

<sup>29</sup> Ebd., 94f.

<sup>30</sup> Ebd., 96ff.

<sup>31</sup> Ebd., 99ff.

ihrer Ehe von ihrem Mann als ‐Helfer‐ bezeichnet wurde.<sup>32</sup> Zudem erwähnt Barbara Becker-Cantarino, dass ‐[d]iese Ehe [...] eine Arbeitsgemeinschaft [war]‐ und dass ‐[d]abei [...] alle Ziele, Aufgaben, Beschäftigungen Katharinas denen ihres Mannes selbstverständlich untergeordnet [waren]‐.<sup>33</sup> Weil Katharina Zell bereits vor ihrer Ehe der Reformation anhing, konnte sie ihr Interesse daran während ihrer Ehe dafür anwenden, jedoch immer unter der Obhut ihres Ehemannes.<sup>34</sup>

Das Schließen der Klöster bedeutete einen Verlust an Bildungsmöglichkeiten für Mädchen. Für Luther war jedoch wichtig, dass Mädchen lesen konnten, sei es nur wegen der Tatsache, dass sie die christlichen Schriften lesen und somit in ihrem späteren Leben als Mutter den Kindern eine christliche Erziehung geben konnten.<sup>35</sup> Als Gegenbewegung zur Reformation entstanden Splittergruppen, wie u.a. die Pietisten, die Frauen einen Ausweg boten. Im Gegensatz zur Reformation und auch zur Gegenreformation wurden Frauen von diesen Abspaltungen des Protestantismus nicht als minderwertig oder sundig betrachtet und sie wurden auch erlaubt, an religiösen Diskussionen teil zu nehmen. Zudem brauchten die Splittergruppen die finanzielle Unterstützung und das soziale hohe Ansehen von ihren wohlhabenden Anhängerinnen.<sup>36</sup> Von den Pietisten wurden auch Gemeinden aufgebaut an deren Gründung, sei es doch ‐im Hintergrund‐, auch Frauen beteiligt waren.<sup>37</sup> Barbara Becker-Cantarino beschreibt diese Frauen als ‐schwärmerische[...] Verehrerinnen‐, die, obwohl sie sich als Mitarbeiterinnen am Aufbauprozess der pietistischen Gemeinden beteiligten, immer noch von Männern regiert wurden.<sup>38</sup> Diese Ansicht wird auch in Luise Gottscheds *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke* vertreten, mehr dazu in Kapitel 4. 1764 beschlossen jedoch auch die Pietisten, die Arbeitsstellen der Männer und Frauen in der Gemeinde zu trennen und Frauen wurden weiterhin ‐unter der Vormundschaft des Mannes‐ zurückgedrängt.<sup>39</sup>

---

<sup>32</sup> Ebd., 101ff.

<sup>33</sup> Ebd., 102.

<sup>34</sup> Ebd., 102f.

<sup>35</sup> Ebd., 162, 171f.

<sup>36</sup> Ebd., 110f & 118f.

Richard Critchfield, ‐Prophetin, Führerin, Organisatorin: Zur Rolle der Frau im Pietismus,‐ in *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, hg. von Barbara Becker-Cantarino (Bonn: Bouvier, 1980), 129.

<sup>37</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 124.

<sup>38</sup> Ebd., 124 & 129.

<sup>39</sup> Ebd., 129f.

Critchfield, ‐Prophetin,‐ 128.

Laut Susanne Kord “beschäftigt sich [die Kinderliteratur des 18. Jahrhunderts] mit der Erziehung des Menschen zu allgemeingesellschaftlichen Tugenden; in der des 19. werden Jungen und Mädchen zu jeweils geschlechtsspezifischen Tugenden erzogen“.<sup>40</sup> Ebenfalls gab es zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert einen Unterschied im Zweck der Bildung für Frauen. Im späten 18. und im 19. Jahrhundert galt eine Bildung für Mädchen nur als Vorbereitung und sogar auch als Voraussetzung, eine gute Ehefrau und Mutter werden zu können. In der Literatur wurde die Mutter als tugendhaftes Idealbild dargestellt. Davor, im frühen 18. Jahrhundert wurde jedoch plädiert, dass Bildung auch der eigenen Entwicklung einer Frau dienen könnte.<sup>41</sup> Das Lesen von Literatur durch Frauen zugunsten dieser Entwicklung wurde im 18. Jahrhundert gefördert, jedoch nur die Literatur, die von Männern genehmigt wurde.<sup>42</sup> Zudem war diese Art Bildung meistens nur für die Frauen des gehobenen Bürgertums möglich.<sup>43</sup> Diese Bildung fand zu Hause statt, wie auch bei Luise Kulmus, die von ihrer Mutter, ihrem Bruder und ihrem Onkel unterrichtet wurde.<sup>44</sup>

Laut Barbara Becker-Cantarino wurde im 16., 17. und frühen 18. Jahrhundert eine “gelehrte Frau“ nicht unbedingt als “ein Makel“ betrachtet.<sup>45</sup> Die Beispiele, die sie nennt, sind jedoch alle Töchter, Schwestern oder Ehefrauen von gelehrten Männern, die selbst die weiblichen Verwandten zu Hause unterrichteten. Zudem verweist sie auf die bereits erwähnte Ärztin Dorothea Leporin-Erxleben als “eine Ausnahme und Kuriosität”.<sup>46</sup> Laut Susanne Kord “[verfügte] [d]as ‚gelehrte Frauenzimmer‘, [...] vielleicht auch nur aufgrund ihres

---

<sup>40</sup> Susanne Kord, *Sich einen Namen machen: Anonymität und weibliche Autorschaft 1700-1900* (Stuttgart/Weimar: Metzler, 1996), 47.

<sup>41</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 261.

Brown, “Classical Translation,” 346f.

Carola Hilmes. “Vom Skandal weiblicher Autorschaft: Publikationsbedingungen für Schriftstellerinnen zwischen 1770 und 1830,” in *Vom Skandal weiblicher Autorschaft Publikationsbedingungen für Schriftstellerinnen zwischen 1770 und 1830*, (Königstein/Ts.: Ulrike Helmer Verlag, 2004) (Word-Datei der Autorin über Goethezeitportal), 46.

[http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/hilmes\\_autorschaft.pdf](http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/hilmes_autorschaft.pdf).

Kord, *Namen*, 40 & 47ff.

Ute Frevert, *Frauen-Geschichte: Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit* (Frankfurt: Suhrkamp, 1986), 21.

Vgl. Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit* (Frankfurt: Suhrkamp, 2016), 80ff.

<sup>42</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 173ff.

<sup>43</sup> Ebd., 182ff.

<sup>44</sup> Ebd., 181f.

Richel, *Reconsideration*, 13.

Schreiber, *German Woman*, 41.

<sup>45</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 184f & 187.

<sup>46</sup> Ebd., 184f & 187f.

Vgl. Brown, “Classical Translation,” 349ff.

Ausnahmestatus [...] über einigen Respekt”.<sup>47</sup> Johann Christoph Gottsched vertrat ebenfalls die Ansicht, dass Bildung und Gelehrtheit auch auf Frauen zutreffen konnten.<sup>48</sup> Die Universität Leipzig, wo Johann Christoph tätig war, verschmähte jedoch gelehrte Frauen, weswegen er 1733 für die Dichterin Christiana von Ziegler nicht in Leipzig, sondern in Wittenberg für sie die Dichterwürde erlangen konnte. Christiana von Ziegler wurde von Leipziger Studenten lächerlich gemacht, wie auch Luise Gottsched, die, weil ihr der Zugang zum Hörsaal untersagt wurde, ihrem Mann im Gang hinter der Tür zuhörte, wenn er an der Universität unterrichtete. Die “gelehrte“ Frau war im 18. Jahrhundert zwar noch anwesend, sie wurde aber im Allgemeinen nicht akzeptiert.<sup>49</sup>

Bildung war für die hochbürgerliche Frau im 18. Jahrhundert jedoch erwünscht, was für Johann Christoph Gottsched der Anlass dazu war, diese Gruppe Frauen für sein Ziel, eine “deutsche[...], moderne[...] [...] Literatur“ zu entwickeln, einzusetzen.<sup>50</sup> Im Gegensatz zu gelehrten Männern und dem Adel sprachen diese Frauen aus den bürgerlichen Schichten kein Latein oder Französisch, sondern Deutsch und sie waren somit genau die Zielgruppe, die Johann Christoph für die Entwicklung einer deutschen Literatur nützlich sein könnte.<sup>51</sup> Ab 1725 erschien die Wochenschrift *Die vernünftigen Tadlerinnen*, in der unterschiedliche “Frauenthemen“ besprochen wurden.<sup>52</sup> Die Idee wurde vorgegeben, dass Frauen die Artikel in der Wochenschrift verfertigten, was nur vorgewandt wurde, um in Wirklichkeit die Ansichten und den Kommentar Johann Christoph Gottscheds an der Gesellschaft äußern zu können. Diese Kombination führte bereits 1727 dazu, dass die Wochenschrift wegen Zensurmaßnahmen nicht mehr herausgegeben werden durfte.<sup>53</sup>

---

<sup>47</sup> Kord, *Namen*, 40.

<sup>48</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 187.

Brown, “Classical Translation,” 346.

<sup>49</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 187f.

Vgl. Ebd., 177f, 262ff.

Detlef Döring, “Die Leipziger Lebenswelt der Luise Adelgunde Victorie Gottsched,” in *Diskurse der Aufklärung: Luise Adelgunde Victorie Gottsched und Johann Christoph Gottsched*, hgg. von Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goodman (Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2006), 52.

Vgl. Kord, *Namen*, 40 & 93.

Vgl. Kording, “Mit der Feder,” 2.

Vgl. Sanders, “Schaffen,” 173.

<sup>50</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 261.

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Ebd., 262.

<sup>53</sup> Ebd., 262f.

Bovenschen, *Weiblichkeit*, 92f.

Hilary Brown, “Luise Gottsched the Satirist” *The Modern Language Review* Vol. 103, No. 4 (Oct., 2008), 1045f.

1727 war auch das Jahr, in dem Johann Christoph Gottsched die *Deutsche Gesellschaft*, „einen die deutsche Sprache und Literatur fördernden [...] Verein“, dem Christiana von Ziegler als einzige Frau beitrug, gründete.<sup>54</sup> Die bereits erwähnte Würdigung von Christiana von Ziegler 1733 wurde zeitgemäß mit Gedichten gefeiert, die von Johann Christoph herausgegeben wurden und zur Bildungsförderung der Frauen des Bürgertums, und damit auch dem von ihm gewünschten Lesen von deutscher Literatur, ausgenutzt wurde.<sup>55</sup> Barbara Becker-Cantarino betont, dass obwohl Christiana von Ziegler als vermögende Witwe in hohem Maße unabhängig war, sie beim literarischen Prozess jedoch auf das Wohlwollen von Männern, insbesondere Johann Christoph Gottsched, angewiesen war.<sup>56</sup> Diese Abhängigkeit von Johann Christoph betont Barbara Becker-Cantarino auch in Bezug auf Luise Gottsched-Kulmus.<sup>57</sup> Im Briefwechsel zwischen Luise Kulmus und Johann Christoph Gottsched, der zwischen 1730 und 1735 stattfand, machte Johann Christoph Vorschläge, was Luise lesen und übersetzen sollte, und die Briefe enthielten auch oft „lehrreiche Anweisungen“.<sup>58</sup> Nach der Eheschließung wurde Luise Gottsched von beiden als die „geschickte Helferin“ Johann Christoph Gottscheds angesehen, die ihn bei vielen seiner Arbeiten unterstützte und den Haushalt führte, und diese Beschäftigungen überließen ihr deswegen wenig Zeit zum Kreieren eigener Werke.<sup>59</sup> Die Werke, die Luise Gottsched übersetzte, wurden jedoch oft der deutschen Gesellschaft angepasst und manchmal wurden auch Figuren hinzugefügt, die ihre Übersetzungen trotzdem eine eigene Gestaltung gaben.<sup>60</sup>

1730 fing Johann Christoph Gottsched an, sich intensiver mit einer Verbesserung des deutschen Theaters zu beschäftigen. Das Theater war bisher u.a. in Bezug auf die Wahl der Themen und die Fähigkeit der Theatergesellschaften unorganisiert. Einfacher komödiantischer Stoff war besonders populär. Dazu wurden auch einige Stücke renommierter französischer Autoren wie

---

<sup>54</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 263.

Detlef Döring, *Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig: Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds* (Tübingen: Niemeyer, 2002), 1.

<sup>55</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 263f.

<sup>56</sup> Ebd., 263f & 266.

<sup>57</sup> Ebd., 266.

<sup>58</sup> Ebd.

Brown, „Classical Translation,“ 349.

<sup>59</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 267f, 281, 292f.

Gottsched, „Kleinere Gedichte,“ ohne Paginierung.

Kording, „Mit der Feder,“ 11.

Sanders, „Schaffen,“ 170ff & 176.

<sup>60</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 268f.

Sanders, „Schaffen,“ 183.

Molière ins Deutsche übersetzt, doch betrafen diese Übersetzungen meistens derbe Komödien. Die Absicht Johann Christoph Gottscheds war, ein Theater, mit von Deutschen geschriebenen literarisch hochwertigen Dramen für die gebildete Mittelschicht zu verwirklichen. Das Problem war jedoch, dass es laut Johann Christoph keinen guten deutschen Verfasser von Dramen gab, nach seiner Ansicht eigneten sich nur einige französische Schriftsteller dazu. Deswegen übersetzten die deutschen Dramatiker anfangs immer noch Stücke aus dem Französischen, wobei zudem geübt werden konnte, wie man Dramen schreiben sollte.<sup>61</sup>

Die Theaterstücke änderten sich allmählich zu einem “rationalistic, moralistic drama“.<sup>62</sup> Das Problem war jedoch, dass einerseits diese Umgestaltung für die Zuschauer zu einschneidend war, andererseits Johann Christoph Gottsched aber eigensinnig seiner Absicht beibehalten wollte und nur die Dramen zeigen wollte, die er für geeignet hielt. Die Übersetzungen sowie eigene Werke wurden ab 1741 in 6 Bände, *Die Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten* genannt, herausgegeben und enthalten insgesamt 37 Dramen. Der Beitrag Luise Gottscheds dazu sind “seven translations and five original works, the latter consisting of four comedies and one tragedy“.<sup>63</sup> Angesichts der Theaterreform und damit die Änderung zu moralischen und rationalistischen Dramen, galten auch die Dramen Luise Gottscheds als unterrichtend. In den Komödien wurden vor allem die Dummheiten der Hauptfiguren beleuchtet und lächerlich gemacht, sodass die Mittelschicht, das Publikum, für das die Komödien geschrieben wurden, selbst den moralischen Schluss ziehen würden. Die (Haupt)Figuren wurden entweder sehr positiv und vernünftig oder sehr negativ dargestellt. Die Figuren entwickelten sich nicht, meistens stellte die Hauptfigur am Ende des Stückes ihre Fehler fest und wurde sich also moralisch bessern und damit siegten die vernünftigen Figuren. Der Ablauf einer Komödie war somit nach festen Regeln aufgebaut.<sup>64</sup>

---

<sup>61</sup> Hilary Brown, *Luise Gottsched the Translator* (Rochester NY: Camden House, 2012), 192f. Richel, *Reconsideration*, 21f.

Vgl. Michael Waters, “Frau Gottsched’s *Die Pietistey im Fischbein-Rocke*: Original, Adaption or Translation?,” *Forum for Modern Language Studies* Vol. XI(3) 1975, 254.

<sup>62</sup> Richel, *Reconsideration*, 22.

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Ebd., 22f.

Vgl. Barbara Becker-Cantarino, ““Wenn ich mündig, und hoffentlich verständig genug seyn werde...“: Geschlechterdiskurse in den Lustspielen der Gottschedin,” in *Diskurse der Aufklärung: Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*, hgg. von Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goodman (Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2006), 95.

Doch war während ihres Lebens nicht von allen Werken Luise Gottscheds bekannt, dass sie diese Arbeiten geschrieben oder übersetzt hatte.<sup>65</sup> Die Möglichkeiten, die Frauen hatten, ihre Werke publizieren zu können, gingen mit vielen Herausforderungen einher. Barbara Becker-Cantarino beschreibt die Diskussion über die Position der Frau in der Gesellschaft, die bereits einige Jahrhunderte vor dem 18. Jahrhundert anfang und hauptsächlich von Männern geführt wurde. Die allgemeinen Ansichten dieser Diskussion variierten zwischen der Frage ob Frauen überhaupt Menschen sind und der Gleichheit zwischen Männern und Frauen.<sup>66</sup> Mit dieser Frage hing auch die bereits erwähnte Art und Weise zusammen, wie Frauen erzogen und gebildet werden sollten. Sollte eine Frau unterrichtet werden, dann meistens nur mit dem Zweck zur guten Führung des Haushalts und um sich mit dem Ehemann unterhalten zu können.<sup>67</sup>

Seit dem 16. Jahrhundert wurde schließlich die Frau dem Mann untergeordnet betrachtet und “legten den Status der Frau als “Gehülfin“ des Mannes und Hausmutter fest“.<sup>68</sup> Außerdem betont Barbara Becker-Cantarino, dass in diesem Status als Ehefrau “im Zentrum ihres privaten Lebens [...] der Ehemann [stand], um den ihr Leben kreiste“.<sup>69</sup> Sie verweist in diesem Zusammenhang auf einen Brief von Luise an Johann Christoph Gottsched, der zeigt, dass selbst wenn der Ehemann abwesend war, die Ehefrau ihre Gedanken dem Ehemann widmete.<sup>70</sup> Antonie Schweitzer und Simone Sitte betonen, dass diese Abhängigkeit von einem Mann bereits in der Jugend einer Frau anfang, eine Frau wechselte in ihrem Leben lediglich den Vater für den Ehemann.<sup>71</sup> Damit hing auch zusammen, dass der Nachname von dem des Vaters zu dem des Ehemannes wechselte, wie Luise Kulmus nach ihrer Ehe auch als “die Gottschedin“ bezeichnet wurde. Laut Barbara Becker-Cantarino “[...] weist [der Name allein] schon auf die Unterordnung unter den Mann und auf eine Entpersönlichung hin“.<sup>72</sup> Die allgemeine Meinung

---

<sup>65</sup> Kord, *Namen*, 91.

<sup>66</sup> Barbara Becker-Cantarino, *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche – Werke – Wirkung* (München: Beck, 2000), 42f.

<sup>67</sup> Antonie Schweitzer und Simone Sitte. “Tugend – Opfer – Rebellion: Zum Bild der Frau im weiblichen Erziehungs- und Bildungsroman,” in *Frauen Literatur Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann (Stuttgart: Metzler, 1985), 145.

<sup>68</sup> Becker-Cantarino. *Schriftstellerinnen*, 43.

<sup>69</sup> Barbara Becker-Cantarino. “Leben als Text: Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts,” in *Frauen Literatur Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann (Stuttgart: Metzler, 1985), 87.

<sup>70</sup> Ebd., 87f.

von Runckel, *Briefe 1*, 235ff.

<sup>71</sup> Schweitzer und Sitte. “Tugend,” 145.

Vgl. Becker-Cantarino, “Mündigkeit,” 1.

Vgl. Sanders, “Schaffen,” 175 & 186.

<sup>72</sup> Becker-Cantarino, “Mündigkeit,” 20.

Vgl. Kord, *Namen*, 19.



im 18. Jahrhundert war, dass die bürgerliche Frau dem Mann untergeordnet war und dass die Frau, im Gegensatz zum Mann, nicht in die Öffentlichkeit gehörte.<sup>73</sup>

Für bürgerliche Frauen im 18. Jahrhundert war das Schreiben laut Antonie Schweizer und Simone Sitte deswegen "eine der wenigen Möglichkeiten ihrer öffentlichen Meinungsäußerung".<sup>74</sup> Dieses Schreiben von Frauen konnte aufgrund der obengenannten gesellschaftlichen, patriarchalischen Norm nur unter bestimmten Umständen stattfinden.<sup>75</sup> Nach Susanne Kord wurden erst seit dem 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts die literarischen Arbeiten der Autorinnen, die vor diesem Jahrhundert publizierten, in Betracht gezogen. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Erstens ist die Quellenangabe in Lexika oft nicht korrekt wiedergegeben, was dazu führt, dass die Werke dieser Autorinnen überhaupt nicht gefunden werden können. Zweitens wurden die Werke dieser Autorinnen meistens nur einmal herausgegeben und sie sind dazu auch oft schlecht konserviert. Der dritte Grund ist, dass im Allgemeinen Werke von Autorinnen häufig als "literarisch minderwertig" und deswegen nicht als geeignetes Thema einer Forschung betrachtet wurden.<sup>76</sup>

Das Publizieren von Werken von Autorinnen konnte oft nur anonym oder unter einem anderen Namen vollzogen werden.<sup>77</sup> Über ein Drittel der Autorinnen des 18. und 19. Jahrhunderts verwendeten Pseudonyme. Laut Susanne Kord ist die Zahl der Autorinnen, die anonym publizierten, sogar erheblich höher.<sup>78</sup> Die Pseudonyme weisen unterschiedliche Eigenschaften auf, sie können eine Zusammensetzung des eigenen Namens sein, wie T. Resa für Teresa Gröhe oder ein Titel wie Dr. wurde hinzugefügt, um zu betonen, dass es sich um ein zuverlässiges Werk handelte.<sup>79</sup> Auch Luise Gottsched verwendete unterschiedliche Methoden, sie publizierte mit Initialen aber auch anonym und pseudonym.<sup>80</sup> Außerdem schrieb Luise Gottsched während

---

<sup>73</sup> Frevert, *Frauen-Geschichte*, 18.

Schweitzer und Sitte, "Tugend," 144f.

<sup>74</sup> Ebd., 146.

<sup>75</sup> Hilmes, *Skandal*, 49.

<sup>76</sup> Kord, *Namen*, 12.

Vgl. Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 3ff, 16,

<sup>77</sup> Hilmes, *Skandal*, 50.

Kord, *Namen*, 13.

Schweitzer und Sitte, "Tugend," 146.

<sup>78</sup> Kord, *Namen*, 13.

<sup>79</sup> Ebd., 13f.

<sup>80</sup> Ebd., 54 & 91.

ihrer Ehe oft im Auftrag von Johann Christoph Gottsched, was dazu führte, dass bestimmte dieser Arbeiten “unter seinem Namen“ herausgegeben wurden.<sup>81</sup>

Wenn unter einem erfundenen weiblichen Autorennamen veröffentlicht wurde, fand häufig eine Diminuirung des Namens, z.B. “Lottchen“, statt, womit betont wurde, dass die Fähigkeit der Autorin vernachlässigbar war.<sup>82</sup> Susanne Kord zieht hier einen Vergleich mit männlichen Autoren und zeigt, dass es fast undenkbar ist, dass Männer Ihre Werke mit diminuierten Autorennamen wie “Hänschen“ herausgeben würden.<sup>83</sup> Im 18. Jahrhundert verwendeten Autorinnen überwiegend “weibliche Pseudonyme“ oder veröffentlichten ihre Werke anonym.<sup>84</sup> Die Aufklärung im 18. Jahrhundert wurde von der Restaurationszeit gefolgt und das führte zu weiteren Einschränkungen der Möglichkeiten von Frauen, infolgedessen Frauen anfangen, eher unter einem männlichen als unter einem weiblichen Pseudonym zu schreiben. Die zusätzlichen Vorteile davon waren, dass im Allgemeinen literarische Werke von Männern nicht als minderwertig betrachtet wurden und dass Frauen im Vorwort nicht um Entschuldigung für ihre Schriftstellerei bitten mussten, was oft der Fall war, wenn sie “unter einem weiblichen Namen“ publizierten.<sup>85</sup> Zudem wurden meistens auch nur Werke von Autoren und nicht von Autorinnen in den literarischen Kanon aufgenommen.<sup>86</sup> Auch Autoren publizierten manchmal unter einem Pseudonym, doch diente dieses Pseudonym meistens nur als Schutz bei der Erstausgabe, falls ihr Werk negativ bewertet würde. Im Fall einer erfolgreichen Rezeption wurde oft der eigene Name bekanntgegeben. Erfolgreiche Autorinnen, die unter einem Pseudonym schrieben, setzten diese Methode jedoch fort und gaben in den meisten Fällen nie ihren eigenen Namen bekannt. Diese Autorinnen verwendeten sogar häufig mehrere Pseudonyme.<sup>87</sup>

Susanne Kord verweist auf die Tatsache, dass Frauen sich demzufolge oft zwischen der Position als Schriftstellerin oder Gelehrte einerseits und dem Frausein andererseits gezwungen fühlten. Wo Mannsein und Autorschaft sich vereinigen konnten, mussten Frauen sich zwischen zwei Positionen entscheiden.<sup>88</sup> Das zeigt sich auch in den Kommentaren von Luise Gottsched

---

<sup>81</sup> Ebd., 178.

<sup>82</sup> Ebd., 14.

<sup>83</sup> Ebd.

<sup>84</sup> Ebd., 36 & 54.

<sup>85</sup> Ebd., 15, 36 & 54f.

Vgl. Frevert, *Frauen-Geschichte*, 9.

<sup>86</sup> Kord, *Namen*, 17f.

<sup>87</sup> Ebd., 16f.

<sup>88</sup> Ebd., 93.

bezüglich Laura Bassi in ihren Briefen. Auch eine hochgebildete Frau wie Luise Gottsched verurteilte gelehrte Frauen.<sup>89</sup> Im 18. Jahrhundert wurde ausnahmsweise gestattet, dass Frauen sich als Schriftstellerin ausgaben.<sup>90</sup> Wie bereits gezeigt verwendeten im 18. Jahrhundert, im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, Frauen öfter weibliche Pseudonyme und manche Frauen entschuldigten sich nicht für ihre Autorschaft.<sup>91</sup> Doch galt dies nicht für die meisten Autorinnen. Viele sahen sich gezwungen die Position als (Ehe)Frau mit ihrem Bedürfnis zum Schreiben zu vereinigen, was jedoch oft fehlschlug. Autorinnen versuchten demzufolge “das eigene Schreiben zu legitimieren oder umzudefinieren“.<sup>92</sup> Das passierte im 18. Jahrhundert am meisten im Vorwort. Weil im 19. Jahrhundert häufiger unter einem männlichen Pseudonym geschrieben wurde, wurde diese Legitimation demzufolge auch unnötig.<sup>93</sup> Oft bezeichneten die Autorinnen des 18. Jahrhunderts jedoch im Vorwort ihr Schreiben als eine Zuwiderhandlung oder behaupteten, ihr Werk sei ohne ihre Zustimmung gedruckt worden und sei nicht für die Öffentlichkeit geschrieben worden. Wie bei Luise Gottsched wurde manchmal auch behauptet, dass es sich “nur“ um eine Übersetzung handelte oder ein eigenes Werk wurde sogar als eine Übersetzung vorgetäuscht und “sie“ hat sich deswegen nicht als Autorin beschäftigt.<sup>94</sup>

Im 18. Jahrhundert wurden z.B. Dramen als Gattung für Autoren und u.a. Briefe, Romane und Übersetzungen als Gattungen für Autorinnen betrachtet.<sup>95</sup> Deswegen wurde manchmal ein anderes Genre, eines das den Frauen erlaubt wurde, vorgespiegelt, z.B. ein Drama wurde als Roman vorgetäuscht oder ein Werk wurde als lehrreich für Mädchen dargestellt.<sup>96</sup> Im Gegensatz zu den obengenannten negativen Bewertungen ihrer Tätigkeiten als Schriftstellerin im Vorwort, konnte ein Mann im Vorwort die Autorin positiv bewerten. Oft war dieser Mann jedoch nichtexistierend und diente seine Erwähnung nur als Mittel, um die Herausgabe des Werks zu legitimieren.<sup>97</sup> Susanne Kord verweist als Beispiel auf das Vorwort in *Die Pietisterey*

---

<sup>89</sup> Ebd.

Kording, “*Mit der Feder*,” 7.  
von Runckel, *Briefe 1*, 22 & 24.

<sup>90</sup> Kord, *Namen*, 94.

<sup>91</sup> Ebd., 100.

<sup>92</sup> Ebd., 101.

<sup>93</sup> Ebd.

<sup>94</sup> Hilmes, *Skandal*, 49.

Kord, *Namen*, 102f.

<sup>95</sup> Brown, “Classical Translation,” 352.

Brown, *Translator*, 9.

Kord, *Namen*, 57, 62 & 103.

<sup>96</sup> Ebd., 103f.

<sup>97</sup> Ebd., 104.

von Luise Gottsched.<sup>98</sup> Das Werk wurde 1736 anonym veröffentlicht und erst nach ihrem Tod wurde bekannt, dass *Die Pietisterey* von Luise Gottsched geschrieben worden war.<sup>99</sup> Das Vorwort ist ein gutes Beispiel des Obengenannten, indem das Vorwort viele Elemente der Entschuldungen aufweist, die das Drucken des Manuskriptes verteidigen und erklären. Das Vorwort zeigt die erfundene Korrespondenz zwischen dem männlichen Herausgeber und dem anonymen “Verfaßer“, der in diesem Fall von Luise Gottsched auch als männlich dargestellt wurde.<sup>100</sup> Das Vorwort fängt mit der Aussage “daß ein Buch eine Vorrede haben muß“ an und der Herausgeber benutzt diese Stelle, um die Herausgabe des Buches zu erklären, an der weder der Herausgeber noch der “Verfaßer“ Schuld hatte.<sup>101</sup> Susanne Kord verweist auf die Tatsache, dass Luise Gottsched in diesem Vorwort sogar fünf unterschiedliche Taktiken anwendete. Sowohl ihr Name als auch die Tatsache, dass sie eine Frau ist, bleiben unbekannt, es handelt sich hier um eine Übersetzung und der Druck des Manuskripts war vom “Verfaßer“ unerwünscht. Außerdem bleibt der Verleger unbekannt.<sup>102</sup>

Wie sich in Kapitel 3 zeigen wird, führte u.a. die ständige Arbeit, die Luise Gottsched während ihrer Ehe erledigen musste, letztendlich zur Krankheit und sie starb 1762 in Leipzig.<sup>103</sup> Nach ihrem Tod widmete sich Johann Christoph Gottsched ihrem Nachruf. Die bereits erwähnte seit Jahrhunderten gängige Auffassung der Männer in Bezug auf die Position der Frau in der Gesellschaft, zeigt sich laut Ralf Bogner in der Tatsache, dass Johann Christoph in seinem Nachruf für Luise Gottsched mit der Zwiespältigkeit zwischen ihrer Rolle als Ehe- und Hausfrau einerseits und der als Schriftstellerin andererseits konfrontiert wurde und er betont

---

<sup>98</sup> Ebd., 105f.

<sup>99</sup> Brown, “Satirist,” 1046.

Nicola Kaminski, “Gottsched/in oder Umwege weiblicher Autorschaft: *Die Vernünftigen Tadlerinnen – Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau – Herr Witzling*,” in *Anonymität und Autorschaft: Zur Literatur- und Rechtsgeschichte der Namenlosigkeit*, hg. von Stephan Pabst (Berlin/Boston: de Gruyter, 2011), 103.

Wolfgang Martens (Hg.), “Nachwort,” in *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau* (Stuttgart: Reclam, 1976), 155.

<sup>100</sup> Luise Adelgunde Victorie Gottsched, *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau* (Stuttgart: Reclam, 1976), 5ff.

Vgl. Kaminski, “Gottsched/in,” 99f.

Vgl. Kord, *Namen*, 105.

<sup>101</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 5ff.

Vgl. Kaminski, “Gottsched/in,” 99.

<sup>102</sup> Kord, *Namen*, 106ff.

<sup>103</sup> Dorothee Henriette von Runckel (Hg.), *Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched geborne Kulmus*, 3 (Dresden: Harpeter, 1772), 167.

Michaela Wolf, “The Creation of a “Room of One’s Own”: *Feminist Translators as Mediators between Cultures and Genders*,” in *Gender, Sex and Translation: The Manipulation of Identities*, hg. von José Santaemilia (London/New York: Routledge, 2014), 21.

damit deren "Ausnahmeerscheinung".<sup>104</sup> Doch wird auch klar, dass Johann Christoph Gottsched diese "Ausnahmeerscheinung" nicht zum Anlass einer Vorbildfunktion anderer Frauen sah, weil er sogar betonte, dass die Hauptaufgabe Luise Gottscheds vor allem das Erledigen des Haushalts war.<sup>105</sup> Wenn Luise Gottsched sich mit den literarischen Arbeiten beschäftigte, dann standen diese Arbeiten hauptsächlich im Dienst Johann Christophs, die u.a. variierten vom zeitlich Ordnen von Dramenverzeichnissen und dem Beschreiben von mehr als 4300 Pergamentbänden in seiner Bibliothek bis zum Lesen und Zusammenfassen von Werken, die Johann Christoph Gottsched erhielt und das Übersetzen von Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique*, wodurch er "eine Gehülfinn aus ihr bereitete", mehr dazu in Kapitel 3 und 4.<sup>106</sup> Außerdem wurde das Erlernen von Latein, das ebenfalls normalerweise nur Männern vorbehalten war, von Johann Christoph Gottsched genehmigt, weil es für seine Arbeit nützlich sein könnte; der Grund, weswegen Luise Gottsched Latein erlernen möchte, war "weil sie die antiken Klassiker [...] im Original lesen wollte".<sup>107</sup> Sie sagte dazu, "daß die lateinische Sprache ganz unentbehrlich ist, wenn man die alten Schriftsteller völlig kennen will. Mein Gottsched wünscht, daß ich auch diese gründlich verstehen möchte".<sup>108</sup> Laut Inka Kording waren die Lateinkenntnisse Luise Gottscheds jedoch für Johann Christoph in Bezug auf die obengenannte Übersetzung des Wörterbuches von Bayle nützlich, weil es viele lateinische Wörter enthält.<sup>109</sup>

Die Lateinkenntnisse Luise Gottscheds waren jedoch so gut, dass sie zur "Verwunderung" Johann Christophs, Fehler in der Verwendung des Lateins einiger gelehrter Männer bemerkte.<sup>110</sup> Ralf Bogner verweist auf ein Zitat von Johann Christoph Gottsched in dem er auf diese Situation hinweist. Laut Johann Christoph haben diese gelehrten Männer diese Fehler jedoch nur aus Schnelligkeit gemacht.<sup>111</sup> Ein Bekannter der Gottscheds, Johann Jacob Reiske,

---

<sup>104</sup> Ralf Georg Bogner, *Der Autor im Nachruf: Formen und Funktionen der literarischen Memorialkultur von der Reformation bis zum Vormärz* (Tübingen: Max Niemeyer Verlag: 2006), 229f.

<sup>105</sup> Ebd., 230f.

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

<sup>106</sup> Bogner, *Nachruf*, 231f.

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

Kording, "Mit der Feder," 11.

<sup>107</sup> Bogner, *Nachruf*, 234.

Brown, "Classical Translation," 348f & 351.

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

Kording, "Mit der Feder," 10f.

<sup>108</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 230.

<sup>109</sup> Kording, "Mit der Feder," 11.

Vgl. Bogner, *Nachruf*, 234.

Vgl. Brown, "Classical Translation," 349.

<sup>110</sup> Bogner, *Nachruf*, 234.

<sup>111</sup> Ebd.

schätzte auch die Vorteile, die eine hochgebildete Ehefrau haben könnte und er bildete seine Ehefrau nach dem Vorbild Luise Gottscheds, d.h. er förderte seine Frau beim Erlernen von Latein und Griechisch, damit sie bei seinen literarischen Werken als Helferin tätig sein konnte.<sup>112</sup>

In Laufe der Zeit gab es jedoch so viele Beiträge, die Luise Gottsched im Namen ihres Mannes geschaffen hatte, dass sie zuletzt von ihm genehmigt wurde, auch "eigene[s] Werk" zu kreieren und unter ihrem eigenen Namen zu veröffentlichen.<sup>113</sup> Wegen der Herausgabe "literarische[r]" Werke wurde jedoch auch ihre Weiblichkeit in Frage gestellt, weil dieser Bereich nur dem Mann zugehörte.<sup>114</sup> Laut Ralf Bogner erwähnt Johann Christoph Gottsched, ohne jedoch selbst über diese Kritik zu urteilen, in seinem Nachruf "den Unwillen und den Groll" Luise Gottscheds, wie sie darüber von Männern kritisiert wurde, obwohl Johann Christoff im Nachruf schrieb dass "es ihr [...] verdrüßlich und zur Last [ward]" und in den Briefen Luise Gottscheds dieses Ärgernis ebenfalls nicht entdeckt werden konnte.<sup>115</sup> Darüber hinaus betonte Johann Christoph ständig ihre sorgfältige Erledigung des Haushalts und ihr gutes Verhältnis zu weiblichen Bekannten, an deren Gesellschaft Luise Gottsched sich auch anpasste, d.h. dass sie sich weiblich verhielt.<sup>116</sup> Laut Ruth Sanders "hielt sie [Luise Gottsched] sich nie für eine Dichterin von Beruf; wie Johann betrachtete sich Luise als die "geschickte Helferin" ihres Mannes" und "[war] Luise selbst [...] für die Aufklärung das beste Beispiel für den Ausgleich zwischen dem Ideal der völligen Gleichheit aller Menschen einerseits und der Erfüllung der einschränkenden traditionellen Rolle der Frau andererseits" und wie sich auch in Kapitel 4 zeigen wird, "[stellte Luise] [b]ewußt oder unbewußt [...] in ihren Komödien Frauen dar, die versuchen, diesen Konflikt zu lösen".<sup>117</sup>

---

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

<sup>112</sup> Brown, "Classical Translation," 350f.

<sup>113</sup> Bogner, *Nachruf*, 232f.

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

<sup>114</sup> Bogner, *Nachruf*, 233.

<sup>115</sup> Ebd.

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

<sup>116</sup> Bogner, *Nachruf*, 233ff.

Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

<sup>117</sup> Sanders, "Schaffen," 170 & 173.

Vgl. Kording, "Mit der Feder," 3.

## 2.1 Zwischenfazit

Zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert variierten die Möglichkeiten zum Unterricht, die Frauen hatten, sie wurden jedoch immer mit der christlichen Lehre verknüpft; Ausgangspunkt war das von Männern bestimmte Ideal der christlichen Ehefrau und Mutter. Das Lesen von Literatur wurde vor allem im 18. Jahrhundert gefördert, aber nur die Literatur, die von Männern genehmigt wurde. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde jedoch gefürcht, dass mit dem Lesen bestimmte Grenzen der Entwicklung der Frauen überschritten werden würden, was zu Einschränkungen führten. Erneut wurde Bildung nur als notwendig betrachtet, um eine gute "Hausfrau, Gattin und Mutter" zu werden.<sup>118</sup> Diese Entwicklung im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, der Übergang von der Aufklärung zur Restaurationszeit, führte außerdem dazu, dass Frauen, die selbst eine gute Bildung genossen hatten, ihre Töchter weniger ausführlicher bildeten.<sup>119</sup> Die Bildung, die Luise Gottsched als Mädchen erhielt und ihre Position als Schriftstellerin während ihrer Ehe, waren im 18. Jahrhundert außergewöhnlich. Jedoch wurde die Bildung Luise Gottscheds überwiegend als Zweck angewendet, um Johann Christoph Gottsched bei seiner Arbeit unterstützen zu können. Die Aufgabe Luise Gottscheds war somit vor allem Helferin ihres Ehemannes zu sein.

Die Selbstentfaltung, die während der Aufklärung geschätzt wurde, galt hauptsächlich für die männlichen und nicht die weiblichen Bürger-innen.<sup>120</sup> Dies entspricht z.B. der Tatsache, dass Frauen die Öffentlichkeit immer noch verweigert wurden, daher Frauen, die die Möglichkeit hatten, als Schriftstellerinnen tätig zu sein, häufig entweder ihre Werke anonym oder pseudonym veröffentlichten, sich im Vorwort entschuldigten oder eine weibliche Gattung vortäuschten. Frauen, die die Grenze zwischen dem privaten und dem öffentlichen Leben überschritten und in "Männerdomänen" eintraten, wurden sogar von anderen gebildeten Frauen verspottet.<sup>121</sup> Im vorliegenden Kapitel 3 werden die Briefe, die Dorothee Henriette von Runckel nach dem Tod Luise Gottscheds veröffentlicht hat, behandelt und wird besprochen, was die Ansicht Luise Gottscheds über ihre Position als Frau, Ehefrau und Mitglied der Gesellschaft im 18. Jahrhundert war.

---

<sup>118</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 199f.

<sup>119</sup> Kord, *Namen*, 50.

<sup>120</sup> Frevert, *Frauen-Geschichte*, 16f.

<sup>121</sup> Kording, "Mit der Feder," 7.

### 3. Die Selbstdarstellung in den Briefen Luise Gottscheds

Hilary Brown diskutiert die laut ihr allgemeine Ansicht in der Literatur, die Luise Gottsched als eine Frau und Übersetzerin im Dienst ihres Mannes darstellt, eine Situation weswegen sie nicht imstande war, ihre eigenen literarischen Ziele verwirklichen zu können. Sie verweist u.a. dabei auf einen Artikel von Gerda Lerner, im dem die Geschichte Luise Gottscheds als eine "horror stor[y]" geschildert wird.<sup>122</sup> Gerda Lerner deutet auf die Bezeichnung "die Gottschedin" hin, die laut ihr sogar der einzige Name ist, unter dem Luise Gottsched heutzutage bekannt ist. Ebenfalls erwähnt sie die Begabung Luise Gottscheds und dazu auch die anerkannte Dichterwürde von Christiana von Ziegler, die die Karriere Johann Christoph Gottscheds gefördert haben sollen. Außerdem erledigte Luise Gottsched, neben dem Haushalt, häufig "meinen Briefwechsel in meinem Namen", wenn Johann Christoph die Zeit dafür fehlte, und sie übersetzte viele Werke, "which were of interest to her husband".<sup>123</sup> Hilary Brown vertritt jedoch eine andere Ansicht, weil laut ihr "[f]eminist critics do of course tend to be suspicious of male-female literary partnerships, finding enough evidence of talented women who have sacrificed their careers to support their husbands" und verweist als Beispiel für diese Aussage auf Inge Stephan, die behauptet, dass sie in diesem Bezug keine "Partnerschaften" sondern nur "die Ausbeutung und die Zerstörung weiblicher Begabung durch die jeweiligen männlichen Partner" in der Geschichte gefunden hat.<sup>124</sup>

Obwohl Hilary Brown mehrere Beispiele aus der Literatur anführt, die eher eine Art Ausbeutung statt einer Partnerschaft aufweisen, postuliert sie, dass Luise Gottsched mit Johann Christoff Gottsched zusammenarbeitete. Hilary Brown betont, dass obwohl die Arbeit Luise Gottscheds oft im Interesse Johann Christoffs geschah, sie keineswegs dazu gezwungen wurde und dass sie sich auch für diese Arbeit interessierte, die zudem an ihre literarischen Interessen, die sie bereits vor ihrer Ehe hatte, anknüpfte.<sup>125</sup> Hilary Brown verweist auf einige Briefe, die nach dem Tod Luise Gottscheds von ihrer Freundin Dorothee Henriette von Runckel

---

<sup>122</sup> Brown, *Translator*, 32.

Gerda Lerner, *The Creation of Feminist Consciousness: From the Middle Ages to Eighteen-seventy* (New York/Oxford: Oxford University Press, 1993), 224.

<sup>123</sup> Gottsched, "Kleinere Gedichte," ohne Paginierung.

Lerner, *Creation*, 224f.

<sup>124</sup> Brown, *Translator*, 33.

Inge Stephan, *Das Schicksal der begabten Frau im Schatten berühmter Männer* (Stuttgart: Kreuz, 1989), 13.

Vgl. Sanders, "Schaffen," 172f.

<sup>125</sup> Brown, *Translator*, 33.



herausgegeben wurden, in denen Luise Gottsched ihre Begeisterung für ihr Leben und ihre Arbeit zeigt. Die Briefe auf die Hilary Brown verweist, umfassen die Zeitspanne 1730-1740, die sich auf einen Zeitraum von 5 Jahren vor und nach ihrer Hochzeit mit Johann Christoff Gottsched bezieht.<sup>126</sup> Sind diese Briefe jedoch auch repräsentativ für die weitere Karriere Luise Gottscheds, denn Hilary Brown erwähnt ebenfalls einige Bemerkungen aus den späteren Briefen von 1754 und 1756, in denen Luise Gottsched sich negativ über ihre Arbeit äußerte.<sup>127</sup> Laut Hilary Brown gibt es in den Briefen Luise Gottscheds jedoch auch genügend Beweise, dass sie die literarische Arbeit schätzte, und sie verweist erneut auf ein Beispiel, in dem Luise Gottsched sich positiv über ihre Arbeit äußerte, obwohl sie in diesem Brief bereits Bemerkungen über Gesundheitsbeschwerden machte, die laut ihrem Arzt mit ihrer Arbeit zusammenhingen. Dieser Brief stammt jedoch auch aus 1740, nur 5 Jahre nach ihrer Ehe.<sup>128</sup>

Die obengenannten Briefe von Luise Gottsched wurden nach ihrem Tod von ihrer Freundin Dorothee Henriette von Runckel gesammelt und publiziert. Diese Briefe umfassen die Periode 1730 bis 1762 und fangen, wie erwähnt, fünf Jahre vor ihrer Hochzeit 1735 an. Der letzte Brief datiert vom 10. Juni 1762, einige Wochen vor ihrem Tod am 26. Juni 1762. Die Briefe sind in 3 Bänden gesammelt, von denen der erste Band der Briefwechsel zwischen Luise Kulmus und Johan Christoph Gottsched enthält, der vor ihrer Ehe stattfand.<sup>129</sup> Laut Inka Kording überherrschten in diesem Zeitalter die “moralischen Normen des Tugendkanons“, deren Wichtigkeit sie betont.<sup>130</sup> Im Vorbericht des ersten Bandes wird Luise Gottsched von Dorothee von Runckel auch dafür gelobt, denn “Religion, Tugend, Wissenschaft, Belesenheit, alles was man von einem Frauenzimmer verlangen kann, findet man in ihren Briefen“. <sup>131</sup> Dorothee von Runckel rühmte ebenfalls die Eigenschaften Luise Gottscheds und “ihre[...] Begierde es einmal so weit zu bringen, als es einem Frauenzimmer möglich und erlaubt wäre“ und erwähnte, dass Luise Gottsched “ihren Ruhm und die wahre Ehre darinnen [suchte], immer vollkommener und immer klüger zu werden“. <sup>132</sup> Zudem betont der Vorbericht ihre Rolle als Übersetzerin und als

---

<sup>126</sup> Ebd., 33f.

von Runckel, *Briefe 1*, die Briefe 3, 66, 74 und 76.

<sup>127</sup> Brown, *Translator*, 35.

von Runckel, *Briefe 2*, Brief 140.

von Runckel, *Briefe 3*, Brief 185.

<sup>128</sup> Brown, *Translator*, 35f.

von Runckel, *Briefe 1*, Brief 76.

<sup>129</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 2 & 3.

<sup>130</sup> Kording, “Konstruktionen,” 79.

<sup>131</sup> von Runckel, *Briefe 1*, Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>132</sup> Ebd.

“eifrigste Gehülfin ihres Mannes“.<sup>133</sup> Luise Gottsched wurde sehr positiv bewertet und ihre Briefe dienten laut Dorothee von Runckel für Frauen als Vorbild, wie sie “gute deutsche Briefe schreiben [sollen]“.<sup>134</sup> Auch im Vorbericht des zweiten Bandes wird dieser Wert der Briefe betont. Außerdem schreibt sie, dass wenn

[...] man auch in diesen Briefen nicht die originelle Schriftstellerin, die scharfsinnige Kunstrichterin, die erhabenste Dichterin in der strengsten Bedeutung dieser Vorzüge [[f]indet]: so wird man doch die zärtliche Tochter, die tugendhafte Ehegattin, die treuste Freundin, die Christin, die Philosophin darinnen nicht verkennen.<sup>135</sup>

Diese Aussage zeigt genau die in Kapitel 2 genannte Trennung zwischen der Rolle als literarisch tätige Frau einerseits und dem Frausein andererseits. Dieser Unterschied zwischen den Geschlechtern wird in diesem Vorbericht auch dadurch betont, weil Luise Gottsched bestimmte langweilige Arbeiten erledigte, die “für andre, oft für Männer, für Gelehrte“ als abscheulich bewertet wurden.<sup>136</sup> Außerdem bat Dorothee von Runckel um eine nachsichtige Beurteilung der Werke Luise Gottscheds, wenn diese aufgrund ihrer Weiblichkeit manchmal weniger gut “gelungen“ waren.<sup>137</sup> Der Vorbericht des dritten Bandes zeigt erneut die Spaltung zwischen den Geschlechtern, indem Dorothee von Runckel die Eigenschaften Luise Gottscheds als “[e]ine glückliche Mischung“ von männlichen, wie “Ernste, [...] Standhaftigkeit und Entschlossenheit“, und weiblichen Eigenschaften, wie “Sanftmuth, Zurückhaltung und Bescheidenheit“ beschrieb.<sup>138</sup> Auch die Tatsache, dass Luise Gottsched ihr Wissen eher verschwieg als zeigte, die ausgezeichnete Führung ihres Haushalts und ihre Widmung der Religion werden im Vorbericht erwähnt.<sup>139</sup> Weil die Religion eine wichtige Rolle im Leben Luise Gottscheds spielte, wurde sie oft in ihren Briefen angeführt. Die Tatsache, dass sie keine Kinder bekam, wurde Gott überlassen und auch bei Krankheit und Sterben wurde der “Wille Gottes“ erwähnt.<sup>140</sup> In ihrem Brief vom 7. Oktober 1733 z.B. beschrieb sie das Unbehagen, das

---

<sup>133</sup> Ebd.

<sup>134</sup> Ebd.

<sup>135</sup> von Runckel, *Briefe 2*, Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>136</sup> Ebd.

<sup>137</sup> Ebd.

<sup>138</sup> von Runckel, *Briefe 3*, Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>139</sup> Ebd.

<sup>140</sup> von Runckel, z.B. *Briefe 1*: Briefe 37, 39, 42, 53, 68, 80 & 81; *Briefe 2*: Briefe 96, 111, 116 & 139, *Briefe 3*: Vorbericht, Briefe 180, 182, 191, 197 & 219.

Vgl. Katherine R. Goodman, “Pietism, Luise Kulmus-Gottsched, and “Frau Ehrlichin“,“ *Daphnis* 35 – 2006, 633ff.

sie wegen der Kriegsdrohung erfuhr und wie ihre Mutter in solchen Situationen Vorteil aus “der Freundschaft mit Gott“ zog.<sup>141</sup> Sie betrachtete ihre Mutter in diesem als ihr Vorbild.<sup>142</sup> Laut Dorothee von Runckel “[war] [d]ie Religion [...] ihre Führerin im Glück, und oft, nur gar zu oft die einzige Trösterin im Leiden“.<sup>143</sup>

Der erste Brief an Johann Christoff Gottsched datiert vom 12. Juli 1730, dessen Überschrift “Hochzuehrender Herr“ lautet.<sup>144</sup> Dieser Überschrift behielt Luise Gottsched dreieinhalb Jahre bis den Brief des 3. Februar 1734, in dem sie Johann Christoph Gottsched ihr “freudiges Jawort“ gibt, bei, wonach sie ihre Briefe u.a. mit “Bester Freund“ anfang.<sup>145</sup> Sie schloss die Briefe meistens mit einer Art Zusicherung ihrer Beziehung und nur mit dem Nachnamen Kulmus ab.<sup>146</sup> Bereits im dritten Brief wurde erwähnt, dass Johann Christoph Vorschläge gemacht hatte, welche Werke Luise Kulmus lesen und übersetzen könnte und dass sie auf seine Bitte weiterhin ihre Briefe auf Deutsch und nicht auf Französisch schreiben würde.<sup>147</sup> Obwohl die Ehe zwischen Luise und Johann Christoph Gottsched erst 1735 geschlossen wurde, machte Johann Christoph 1731 schon einen Heiratsantrag, den sie jedoch ablehnte, weil ihr Vater vor kurzem gestorben war und sie nicht während der Trauerzeit heiraten wollte.<sup>148</sup> 1732 erhielt Luise Kulmus die Nachricht über angebliche Affären Johann Christoph Gottscheds und sie schrieb ihm einen Brief, in dem sie ihm ihre Gefühle über diese Gerüchte mitteilte, obwohl sie ihre Reaktion nachher bedauerte.<sup>149</sup> Als Johann Christoph sie in einem späteren Brief wegen dieser laut ihm unbegründeten Geschichte, die er ein “rauschende[s] Blatt“ nannte, tadelte, verteidigte Luise Kulmus sich anhand der Tatsache, dass diese Nachricht laut ihr zu heftig war, um einfach ignoriert zu werden.<sup>150</sup> Inka Kording betont, dass Luise Kulmus auf vollständige Offenheit, Ehrlichkeit und Loyalität innerhalb einer Beziehung großen Wert legte.<sup>151</sup>

Die in Kapitel 2 erwähnte negative Bewertung der Promovierung von Laura Bassi wurde in den Briefen von einer Bemerkung über das Beitreten 1731 in die *Deutsche Gesellschaft* von

---

<sup>141</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 76f.

<sup>142</sup> Ebd.

Vgl. Goodman, “Pietism,” 630.

<sup>143</sup> von Runckel, *Briefe 3*, Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>144</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 1.

<sup>145</sup> Ebd., 89ff.

<sup>146</sup> Ebd., z.B. Brief 18.

<sup>147</sup> Ebd., 6f.

<sup>148</sup> Ebd., 12f.

<sup>149</sup> Ebd., 17f.

<sup>150</sup> Ebd., 19.

<sup>151</sup> Kording, “Konstruktionen,” 79ff.

Christiana von Ziegler gefolgt, etwas wovon Luise Kulmus versicherte, nie anstreben zu wollen, demzufolge sie den Vorschlag Johann Christophs bezüglich ihrer Aufnahme in die *Deutsche Gesellschaft* zurückwies.<sup>152</sup> Laut Ruth Sanders “glaubte [Luise], Frauen sollten solche Ehrungen für ihre Dichtung weder suchen noch akzeptieren“.<sup>153</sup> Obwohl Johann Christoph Gottsched 1733 für Christiana von Ziegler die Dichterpürwürde bewirken konnte, äußerte Luise Kulmus in ihrem Brief vom 28. Juni 1732 ihre Zufriedenheit über die Tatsache, dass Johann Christoph die gleiche, d.h. ablehnende, Auffassung “über die gelehrte Donna Bassi“ bezüglich ihrer Promovierung vertrat.<sup>154</sup> Änderte Johann Christoph innerhalb eines Jahres seine Meinung über gelehrte Frauen, oder war die Ernennung von Christiana von Ziegler eher günstig für seine eigene “Karriere“, wie in der Literatur manchmal vorgeschlagen wird.<sup>155</sup> In einer Fußnote zum Brief vom 19. Juli 1732 behauptete Dorothee von Runckel, dass für Luise Gottsched die Tatsache, dass sie zur *Deutschen Gesellschaft* gehören könnte, wichtiger als den wirklichen Beitritt war.<sup>156</sup> Das knüpft auch an ihre bereits erwähnte Aussage im Vorbericht an, dass die Vollkommenheit für Luise Gottsched der Beweggrund ihrer Entwicklung war.<sup>157</sup>

Diese Entwicklung für eine Frau wurde bereits von Luise Gottsched als “kleine[r] Umweg“ bezeichnet und sollte innerhalb der “Grenzen“ der gesellschaftlichen Norm stattfinden, wie ihr bereits während ihrer Jugend beigebracht wurde, denn “wo wir unsere Grenzen aus dem Gesichte verlieren, so gerathen wir in ein Labyrinth, und verliehren den Leitfaden unserer schwachen Vernunft, die uns doch glücklich ans Ende bringen sollte“.<sup>158</sup> Auch in ihrem Brief vom 11. November 1733 schrieb sie, dass ihre Entwicklung “nur zum Zusehen, nicht zum Mitspielen“ gemeint ist, weil “[i]ch [...] durch diese Wissenschaft, mich selbst zu kennen, und durch diese Kenntniß meine Fehler zu verbessern, mich bemühen [will]“.<sup>159</sup> Inka Kording weist auf die Tatsache hin, dass diese Bemerkung eine Art “autonome[...] Individualität“ seitens

---

<sup>152</sup> Kording, “Mit der Feder,“ 8.

von Runckel, *Briefe 1*, 22 & 26f.

<sup>153</sup> Sanders, “Schaffen,“ 170.

<sup>154</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 24.

Vgl. Kording, “Mit der Feder,“ 7f.

<sup>155</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 262 & 264.

Lerner, *Creation*, 224.

<sup>156</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 27.

<sup>157</sup> Ebd., Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>158</sup> Ebd., 27.

Vgl. Bovenschen, *Weiblichkeit*, 136f.

Vgl. Kording, “Mit der Feder,“ 4f & 7f.

Vgl. Sanders, “Schaffen,“ 170.

<sup>159</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 81.

Luise Gottscheds ist und somit die Aussage des obengenannten “nur zum Zusehen“ erweitert.<sup>160</sup> Doch ist laut Kording auch klar, dass diese Individualität eng begrenzt ist, weil die Bildung der Frau sich laut Luise Kulmus nicht auf die Öffentlichkeit ausdehnen ließ.<sup>161</sup> Laut Kording “hätte [er] [Johann Christoph Gottsched] L. Kulmus [nicht] die Aufnahme in die [Deutsche] Gesellschaft vorschlagen [...] dürfen“, weil das für Luise Gottsched ein “Spannungsfeld“ zwischen der “eigenen Autonomie“ und den Erwartungen, die Johann Christoph als ihr Überlegener an sie hatte, kreierte.<sup>162</sup>

Ende 1732 wurde ein Heiratsantrag von Johann Christoph Gottsched wiederum von Luise Kulmus abgelehnt.<sup>163</sup> Zudem äußerte sie sich kritisch über ein von Johann Christoph zugesandtes Werk, das ihr “lange Weile gemacht“ hatte.<sup>164</sup> Darüber hinaus berichtete Luise Kulmus im Januar 1733, dass ihre Familie es ihr nicht mehr erlaubte, häufig mit ihm zu korrespondieren.<sup>165</sup> Die Beschwerde, die Johann Christoph einlegte, wurde doch von Luise Kulmus mit der Antwort abgewehrt, dass eine Frau, die ihrer Mutter nicht gehorcht, das später im Leben als Ehefrau möglicherweise auch nicht tut. Außerdem wies sie seine Beschuldigung, dass es ihre Entscheidung war, weniger zu schreiben und nicht die ihrer Mutter, mit der Frage zurück, ob “alle Versicherungen einer beständigen und ewigen Freundschaft nichts mehr ausgerichtet [haben], als daß sie bey jedem rauschenden Blatte solche in Zweifel ziehen?“.<sup>166</sup>

Diese Passagen zeigen das Zusammenspiel zwischen dem gesellschaftlichen Rahmen einerseits und dem Charakter Luise Kulmus andererseits. Luise Kulmus konnte kritisch und manchmal scharf auf die Anregungen oder Bemerkungen von Johann Christoph Gottsched reagieren. Die Tatsache, dass sie in diesem Brief vom 15. Februar 1733 genau die Aussage von Johann Christoph aus dem Brief vom 19. May 1732 bezüglich des rauschenden Blattes wiederholte, weist ihren Scharfsinn auf. Andererseits fügte sie sich auch den Wünschen ihrer Familie und zeigte sie, dass sie sich auch von ihrer zukünftigen Position als unterwürfige Ehefrau bewusst war. Darüber hinaus verweist Inka Kording auf eine ähnliche Diskussion im Jahr 1734, als Luise Kulmus die Heirat, u.a. weil ihre Mutter verstorben war, erneut hinausschob. Auch in

---

<sup>160</sup> Kording, “Konstruktionen,“ 78.

<sup>161</sup> Ebd., 83ff.

<sup>162</sup> Ebd., 85ff.

<sup>163</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 40ff & 43ff.

Vgl. Kording, “Mit der Feder,“ 6.

<sup>164</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 45.

<sup>165</sup> Ebd., 50f.

<sup>166</sup> Ebd., 52f.

diesem Fall war Johann Christoph nicht mit der Situation zufrieden, jedoch wurde er auch dieses Mal von Luise Kulmus zurechtgewiesen. Laut Kording berief Luise Kulmus sich wiederum auf die Tugend Ehrlichkeit, wobei sie auch eine Art Autonomie zeigte, weil sie sich gegen die Kritik Johann Christophs wehrte.<sup>167</sup>

Der Brief vom 1. Dezember 1734 zeigt einen Streit über Übersetzungen. Der Auftrag von Johann Christoph Gottsched, dass Luise Kulmus die *Bains de Thermopyles* übersetzen sollte, wurde von ihr nicht verweigert, weil es sein „Wille“ war, aber es machte ihr nicht viel Spaß und zudem lehnte sie diese Gattung, den Roman, ab.<sup>168</sup> Deswegen fragte Luise Kulmus ihn, nicht auf dieser Übersetzung zu beharren und sie schlug Johann Christoph anstatt eine Übersetzung nach eigener Wahl vor und bat um seine Zustimmung, wobei jedoch bemerkt werden soll, dass dieser alternative Titel bereits von Johann Christoph Gottsched positiv bewertet wurde.<sup>169</sup> Dieser Versuch wurde auch gebilligt.<sup>170</sup> Kurz nach ihrer Hochzeit schrieb Luise Gottsched Briefe an verschiedene Personen, in denen sie erwähnte, dass ihre neue Situation ganz nach ihrer „Neigung“ war und dass “[w]ir [...] sehr viel [lesen]“.<sup>171</sup> Auch berichtete sie 1736, dass sie Latein lernte, weil Johann Christoph sie darum gebeten und die Baronin von Kielmansegg sie beruhigt hatte, dass eine Frau Latein lernen könnte „ohne pedantisch zu seyn und zu scheinen“.<sup>172</sup> In einem Brief aus 1753 an Dorothee von Runckel, die einen Sohn und eine Tochter hatte, empfiehlt sie jedoch, dass der Sohn Latein erlernen sollte. Die Tochter wurde in diesem nicht genannt, jedoch in einem späteren Brief aus 1754 erwähnt, als Luise Gottsched ihr Klaviermusik schickte, und somit eine klare Trennung zwischen den traditionellen Unterrichtsmöglichkeiten für Jungen und Mädchen aufweist.<sup>173</sup>

In einem Brief aus 1740 erwähnte Luise Gottsched, dass ihr Werk nicht den üblichen weiblichen Tätigkeiten entsprach und sie erwähnte zudem ihre Krankheiten, deren Ursache laut ihrem Arzt u.a. mit dem Erstgenannten zusammenhing. Doch war Luise Gottsched der Meinung, dass etwas was Spaß macht, für eine Person nicht nachteilig sein kann.<sup>174</sup> Trotzdem

---

<sup>167</sup> Kording, „Konstruktionen,“ 78ff.  
von Runckel, *Briefe 1*, 120ff & 123ff.

<sup>168</sup> Ebd., 162f.

<sup>169</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 162f.

<sup>170</sup> Ebd., 164 & 170.

<sup>171</sup> Ebd., 224 & 227f.

<sup>172</sup> Ebd., 230f.

Schlenther, *Komödie*, 26.

<sup>173</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 75f & 240.

<sup>174</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 258ff.

sprach sie 1742 über “eine ununterbrochne Kette von Arbeit“, die sie den ganzen Tag und Abend beschäftigte und über “die gegenwärtigen Beschwerlichkeiten eines gelehrten Lebenswandels“. <sup>175</sup> Obwohl sie sich diese Art Beschäftigung gewünscht hatte, zeigt der Brief auch, dass sie übermäßiger bekommen hatte als zuvor gedacht. <sup>176</sup> 1743 hat sich ihre Gesundheit immer noch nicht gebessert und obwohl sie diese Krankheit ihrem Körper und nicht ihrem Geist zuwies, sprach sie jedoch vom Leben als eine “beschwerliche[...] Reise“, “mühselige[...] Wanderschaft“ und “jammervoll[...]“. <sup>177</sup> 1748 erwähnte sie erneut ihre schlechte Gesundheit und ihre hohe Arbeitsbelastung, weil “[m]ein Freund [...] vor gut [findet], mich keine Stunde unbeschäftigt zu lassen“. <sup>178</sup> Doch erwähnte sie auch, dass sie vorhatte, ein Werk nach ihrer Wahl und das ebenso für das weibliche Lesepublikum geeignet sein könnte, zu übersetzen. <sup>179</sup>

1750 schrieb Luise Gottsched einen Brief an Fräulein Wilhelmine Schulz, der Luise Gottscheds Einsicht bezüglich Frauenbildung zeigt. In diesem Brief verurteilte sie Frauen, die mittels der Ausrede, dass Bildung sich nicht für Frauen eignete, sich nicht weiterentwickelten und sie empfiehlt Wilhelmine Schulz ihre Zeit auf das Lernen zu verwenden. Aus dem Schreiben ging jedoch auch hervor, dass Fräulein Schulz ihrer Entwicklung nur “so viel Zeit“ widmen durfte, wie ihre wichtigste Arbeit, der Haushalt, das zuließ, denn “Ihre Bestimmung ist vielleicht, an keinen Gelehrten verheyrathet zu werden. Sie würden alsdenn mit allen Wissen, eine gelehrte Frau, und keine angenehme Gesellschafterin für Ihren Mann seyn“. <sup>180</sup> Lesen wurde auch empfohlen, jedoch nur in der restlichen Zeit und zudem schlug Luise Gottsched vor, dass Fräulein Schulz ihre Leseliste von “eine[m] klugen Freund“ überprüfen ließ. <sup>181</sup> Auch wurde in diesem Brief die Wichtigkeit der “Tugend“, “Religion“ und “Vollkommenheiten“ hervorgehoben. <sup>182</sup> In späteren Briefen betonte Luise Gottsched ebenfalls, dass Fräulein Schulz versuchen sollte, “vollkommen [zu] werden“, in diesem Fall im Zeichnen. <sup>183</sup> Im Brief von 16. May 1756 wurde darüber hinaus der Rat, der Wilhelmine Schulz daran erinnern sollte, dass sie

---

<sup>175</sup> Ebd., 275f.

<sup>176</sup> Ebd., 276.

Vgl. Kording, “Mit der Feder,“ 11.

<sup>177</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 277ff.

<sup>178</sup> Ebd., 349f.

<sup>179</sup> Ebd.

<sup>180</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 27f.

<sup>181</sup> Ebd., 28f.

<sup>182</sup> Ebd., 29f.

<sup>183</sup> Ebd., 32 & 35f.

von Runckel, *Briefe 3*, 14f.

“langsam und wenig [[I]esen]“ sollte, weil “[e]in Frauenzimmer liest, um besser und weiser zu werden, nicht um gelehrt zu scheinen“, hinzugefügt.<sup>184</sup>

Im selben Jahr beriet Luise Gottsched Wilhelmine Schulz auch bei deren Partnerwahl. Frauen waren von einem Heiratsantrag von Männern abhängig, weil Frauen im Allgemeinen nicht erlaubt wurden, selbst einem Mann einen Heiratsantrag zu machen. Luise Gottsched beschrieb die “Uebel, die einer vernünftigen Frau viel geheimen Gram verursachen“ könnte, wenn eine Frau sich einen Heiratsantrag nicht sorgfältig überlegte, weil sie in einer Ehe “Ihre liebsten Neigungen, [...] nunmehr nur zu Ihrem Nebengeschäfte [...] machen, und den Beruf Ihres künftigen Mannes Ihr Hauptaugenmerk [...] seyn [...] lassen“ sollte.<sup>185</sup>

Am 19. Juni 1752 wurde der erste Brief an Dorothee von Runckel geschrieben, die Luise Gottsched am 12. Mai 1752 zum ersten Mal begegnete und mit der sie eine Korrespondenz von fast 100 Briefen hatte.<sup>186</sup> Diesem 12. Mai widmete Luise Gottsched 1755 auch ein Gedicht, das den Wert dieser Begegnung aufweist.<sup>187</sup> Schon der erste Brief zeigte eine tiefe Verbundenheit und ebenfalls den “Kummer“ Luise Gottscheds wegen der Heimreise von Dorothee von Runckel.<sup>188</sup> Dieser “Kummer“ zeigte sich immer häufiger in den Briefen und wurde von körperlichen Krankheiten, ihrer Arbeitsbelastung oder dem “Schreibejoch“, der Abwesenheit von Dorothee von Runckel und der Tatsache, dass sie manchmal lange auf ihre Briefe warten musste, verursacht.<sup>189</sup> Im Brief vom 22. May 1753 wurden sogar mehrere dieser Beschwerden genannt.<sup>190</sup> Ruth Sanders beschreibt, dass der Ton der Briefe von Luise Gottsched “immer melancholischer“ wurde, weil sie allmählich feststellte, dass die Erwartungen, die sie von ihrem Leben hatte, nicht erfüllt wurden.<sup>191</sup>

---

<sup>184</sup> Ebd., 17.

<sup>185</sup> Ebd., 22f.

Vgl. Sanders, “Schaffen,” 190.

Vgl. Schweitzer und Sitte, “Tugend,” 145.

<sup>186</sup> Kording, “Mit der Feder,” 13.

von Runckel, *Briefe 2*, 44ff.

<sup>187</sup> Ebd., 264.

<sup>188</sup> Ebd., 44ff.

<sup>189</sup> Ebd., z.B. die Briefe 109, 112, 113, 118, 119, 120 & 121.

“Schreibejoch“ Brief 113, Seite 82.

Vgl. Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 267f.

<sup>190</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 104ff.

<sup>191</sup> Sanders, “Schaffen,” 171 & 189f.

Vgl. Ecker, “Satire,” 62.



Über Johann Christoph Gottsched äußerte Luise Gottsched sich manchmal negativ in ihren Briefen, obwohl laut Ruth Sanders diese Bemerkungen immer verallgemeinert wurden, wie ihre Bemerkung über die (vermeintlichen) ständigen Affären Johann Christophs.<sup>192</sup> Im Brief vom 23. Januar 1753 beschreibt sie ihre Situation, denn

[i]ndessen, da die Männer, so wie ihr Herz gegenwärtig beschaffen ist, unsre ganze Neigung an sich zu ziehen wissen; was bliebe uns übrig, Ihnen aufzuopfern, wenn sie uns an Redlichkeit und Treue überträfen? Sie sind darzu geschaffen, unser lebhaftestes Vergnügen, und unsern bittersten Gram zu veranlassen; darzu mußten sie recht so seyn, wie sie sind.<sup>193</sup>

Jedoch nennt sie Johann Christoph auch “[m]ein Herr und Gebieter“ und glaubt, dass “man [...] mich einst mit der Feder in der Hand begraben [wird], damit sie, [...], auch im Grabe nicht ruhe“.<sup>194</sup> Auf die Jahre in Leipzig verweist sie als “viele[...] müßige[...] Jahre[...]“.<sup>195</sup>

Auffallend ist, dass der Ton in den Briefen 122 bis 127 sich änderte, denn keine Beschwerden über Krankheiten oder Arbeitsbelastung wurden hier erwähnt. Diese Briefe beschreiben eine Reise, die laut Luise Gottsched für sie auch notwendig war, weil “[e]ine Zerstreung [...] meinem Geiste und meinem Körper höchstnötig [ist]“.<sup>196</sup> Am Ende des 126er Brief erwähnte Luise Gottsched ihre Freude über einige Begegnungen in Braunschweig und zudem die Tatsache, dass sie bald wieder zu Hause in Leipzig sein würde. Sie beendete diesen Brief mit dem Wunsch, dass Dorothee von Runckel immer so glücklich sein möchte, wie sie in Braunschweig war, dass “[a]ber Ihr vergnügen [...] von längerer Dauer [sey], als das meinige“.<sup>197</sup> Der erste Brief an Dorothee von Runckel nach der Heimkehr Luise Gottscheds hat einen bedrückten Ton und berichtet von der Tatsache, dass die Reise wegen ihrer Erholung länger hätte dauern können und handelt auch von Beschwerden über den Haushalt. Doch zeigt sich auch, dass Luise Gottsched akzeptierte, dass der Haushalt ein Teil ihrer Aufgaben war,

---

<sup>192</sup> Sanders, “Schaffen,” 189f.

Vgl. Schlenther, *Komödie*, 29 & 79f.

<sup>193</sup> von Runckel, *Briefe* 2, 61.

<sup>194</sup> Ebd., 117f.

<sup>195</sup> Ebd., 157.

<sup>196</sup> Ebd., 118ff.

Vgl. Sylvia Schmitz-Burgard, “Fashioning Mind or Body: Women’s Choices in 1736: Luise Adelgunde Victorie Gottsched’s Life in View of *Die Pietisterey im Fischbeinrocke, oder die Doctormäßige Frau*,” *Daphnis* 42 – 2013, 244.

<sup>197</sup> von Runckel, *Briefe* 2, 141ff.

weil sie eine Frau war.<sup>198</sup> 1754 berichtete Luise Gottsched in ihrem Brief an Dorothee von Runckel vom Ende einer “Galeerenarbeit“ und schrieb über die “wieder erlangte[...] Freyheit“ und sie bezeichnete ihr Dasein als “Kettentracht“.<sup>199</sup> Anschließend wurden im Brief ihre, von beiden verabscheuten, Vornamen besprochen, die man sich nicht selbst wählen kann und Luise Gottsched bemerkte, dass “[d]er freygebohrne Mensch [...] gleich in den ersten Tagen seines Lebens, seinen Willen andern unterwerfen [muß], und erfährt den meisten übrigen Theil seiner irrdischen Wallfahrt fast ein gleiches Schicksal“.<sup>200</sup> Angesichts der obengenannten Aussage über ihre Arbeitsbelastung und ihr Leben, sowie ihrer vorher erwähnten Aussagen, könnte argumentiert werden, dass diese Bemerkung sich daher nicht nur auf die Wahl der Namen, sondern sich auf ihr ganzes Leben bezog.<sup>201</sup>

Im Brief vom 27. Juli 1754 wurden “gekrönte“ und “promovierte“ Frauen, worunter die Ärztin Dorothea Leporin-Erxleben, besprochen und erneut von Luise Gottsched verspottet, denn “[m]an hat vor kurzen ein Frauenzimmer zum Doctor der Arzeneykunst gemachet; vermuthlich wird sie auch das Vorrecht erhalten und behaupten einen neuen Kirchhof anzulegen. [...] Ich für meinen Theil habe von dergleichen Ehrenbezeugungen meine eigenen Gedanken“.<sup>202</sup> Doch erwähnt sie in einem anderen Brief eine Gräfin, die ihr Hausgast war und von Luise Gottsched positiv als eine sehr intelligente und belesene Frau bewertet wurde. Der Grund dieser positiven Bewertung zeigt sich genau darin, dass diese Gräfin “nicht mit ihrem Wissen [prahlet]“ und entspricht somit der bereits erwähnten Auffassung, dass eine Frau für sich selbst lernt und dieses Wissen diskret hantieren sollte.<sup>203</sup> Diese Ansicht in Bezug auf “Bescheidenheit“ wurde auch in ihrem Brief vom 24. November 1754 vertreten, indem ein Mann Luise Gottsched fragte, seine zukünftige Frau zu beschreiben und sie dazu erwiderte, dass

[i]hr Verstand heiter, richtig und gut gebildet [seyen müsse]. Sie wird in diesem Falle eine Kenntniß von allen nöthigen Wissenschaften zu erlangen suchen, sie wird die rechte Anwendung von ihrer Einsicht zu machen wissen; nicht zur Unzeit weise seyn, sondern

---

<sup>198</sup> Ebd., 151f.

<sup>199</sup> Ebd., 211.

Vgl. Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 270.

<sup>200</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 212.

<sup>201</sup> Vgl. Sanders, “Schaffen,” 190.

<sup>202</sup> Kording, “Mit der Feder,” 7.

Richel, “*Reconsideration*,” 16.

von Runckel, *Briefe 2*, 225.

<sup>203</sup> Ebd., 241.

die Bescheidenheit bey den Gaben ihres Verstandes niemals aus dem Gesichte verlieren.<sup>204</sup>

Dazu wurden auch der Haushalt, den diese zukünftige Ehefrau ebenfalls makellos führen sollte, und die Erziehung der Kinder besprochen. Diese Erziehung sollte auf Religion und Gehorsamkeit basieren, wobei die Mutter das wichtigste Vorbild sein sollte.<sup>205</sup> Sie beendete den Brief mit der Aussage, dass “Ihren Gemahl [...] ihre Pflichten als seine treue Gehülfin genau erfüllen [wird]“.<sup>206</sup>

September 1754 fand erneut ein Treffen zwischen Dorothee von Runckel und Luise Gottsched statt und die Briefe, die kurz vor und nach dem Treffen geschrieben wurden, zeigen die Vorfreude dieses Besuches und den Verdruss der Verabschiedung.<sup>207</sup> Im zweiten Brief nach ihrer Heimkehr wurde neben der Erwähnung von einem medizinischen Eingriff auch von einem Werk berichtet, wo gegen ihren Wunsch einige Texte hinzugefügt worden waren.<sup>208</sup> Bereits 1753 wurde der Tod in den Briefen angesprochen und dieses Thema wurde sich immer häufiger in ihren Briefen zeigen.<sup>209</sup> 1753 beendete Luise Gottsched ihren Brief mit der Bemerkung, dass sie “noch jenseit des Grabes“ ist und 1755 schreibt sie, dass sie nach ihrem Tod ausschaut.<sup>210</sup> Auch Bemerkungen wie “die trüben Tage eines Lebens“, “meine[...] Carthäuserzelle“ und über ihre Arbeitsbelastung und ihre Krankheiten wurden immer noch ständig erwähnt.<sup>211</sup>

Darüber hinaus schrieb Luise Gottsched 1755, dass ihre Arbeit nicht immer freiwillig war und zudem auch nicht immer ihrem Geschmack entsprach. In diesem Fall handelte es von Versen, “[d]ie verdrüßlichste, die unangenehmste Beschäftigung, die ich auf der Welt für mich kenne, und der ich schon oft ausgesetzt gewesen“.<sup>212</sup> Kurz darauf berichtete sie nicht nur von der Vollendung dieser Aufgabe, sondern auch von einer neuen Arbeit, die ihr “aufgetragen“ wurde

---

<sup>204</sup> Ebd., 256.

<sup>205</sup> Ebd., 256f.

<sup>206</sup> Ebd., 257f.

<sup>207</sup> Ebd., die Briefe 145 - 148.

<sup>208</sup> Ebd., 239.

<sup>209</sup> von Runckel, *Briefe 2*, z.B. die Briefe 120 & 121 und *Briefe 3*, z.B. die Briefe 177, 189 & 211. Schlenther, *Komödie*, 76f.

<sup>210</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 245 & 276.

Vlg. von Runckel, *Briefe 3*, Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>211</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 248, 266 & 275.

von Runckel, *Briefe 3*, 38f.

<sup>212</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 294f.

und sie erwähnt die “Last meiner Arbeit und Zerstreung“.<sup>213</sup> Am Ende des Jahres beschrieb sie erneut die Tatsache, dass man nicht immer dasjenige tun kann, was man “am liebsten wäre“ und dass man “demjenigen aufopfern [muß], was die Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft und die Umstände der Zeit ihm vorschreiben“.<sup>214</sup> Vor allem ihr Brief vom 26. November 1756 weist die Häufung von obengenannten Herausforderungen auf.<sup>215</sup> Laut Silvia Bovenschen war Luise Gottsched sogar “eine Schriftstellerin wider Willen“.<sup>216</sup> Auch 1757, 1758 und 1759 zeigen ihre Briefe oft ähnliche Beschwerden oder einen deprimierten Ton, manchmal wegen des Siebenjährigen Krieges.<sup>217</sup> Dazu nahm in dieser Periode die Zahl der Briefe ab. Aus 1755, 1756 und 1757 wurden beziehungsweise 12, 9 und 12 Briefe an Dorothee von Runckel veröffentlicht, ab 1758 nur noch 2 bis 4 Briefe pro Jahr.<sup>218</sup> Die zwei Briefe aus 1761 berichten beide ausschließlich von ihrem “Leiden“ und ihrem Tod, der bald kommen würde.<sup>219</sup> 1762 schrieb Luise Gottsched, dass ihre Sicht schlechter wurde und dass sie nach dem Tod sehnte. Als Grund ihrer Krankheit erwähnte sie “[a]cht und zwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die GOTT allein hat fließen sehen“.<sup>220</sup> Der letzte Brief an Dorothee von Runckel datiert vom 10. Juni 1762 und wurde nicht mehr von Luise Gottsched, sondern von ihrer “Niece“ geschrieben, weil sie selbst nicht mehr dazu fähig war.<sup>221</sup> Am 26. Juni 1762 starb Luise Gottsched.

---

<sup>213</sup> Ebd., 301.

<sup>214</sup> Ebd., 309f.

<sup>215</sup> von Runckel, *Briefe 3*, 39f.

<sup>216</sup> Bovenschen, *Weiblichkeit*, 137.

<sup>217</sup> von Runckel, *Briefe 3*, z.B. die Briefe 188, 190, 192, 193, 194, 206 & 208.

<sup>218</sup> von Runckel, *Briefe 3*.

<sup>219</sup> Ebd., die Briefe 214 & 215.

<sup>220</sup> Ebd., 167.

<sup>221</sup> Ebd., 170f.

### 3.1 Zwischenfazit

Die Briefe Luise Gottscheds vermitteln einen interessanten Einblick in ihr Leben und weisen eine Verschiebung von einem erwartungsvollen Mädchen zu einer enttäuschten Frau auf. Wie auch Ruth Sanders beschrieb, kommt das vor allem im Ton der Briefe, der immer betrübter wurde, zum Ausdruck. Was sich in den Briefen auch klar zeigt, ist der Einfluss von Religion und der Gesellschaft auf Luise Gottsched. Die Religion spielte bei allen wichtigen Lebensfragen und schwierigen Umständen eine wichtige Rolle. Die von der Gesellschaft vorgeschriebene soziale Norm zeigte sich erstens in den für Jungen und Mädchen unterschiedlichen Bildungsmöglichkeiten. Das Erlernen von Latein, das Jungen und Männern erlaubt wurde, wurde Mädchen und Frauen nur ausnahmsweise gestattet. Zweitens wurde aus den Briefen auch klar, dass die Bildung, die Frauen erhielten, sich laut Luise Gottsched nur diskret für die eigene Privatsphäre eignete und sie lehnte Frauen, die ihr Wissen öffentlich zeigten, vehement ab. Das Wichtigste, was sich in den Briefen zeigte, ist jedoch die patriarchalische Gesellschaft, die einen überherrschenden Einfluss auf das Leben von Frauen und somit auch auf Luise Gottsched ausübte. Es hat sich gezeigt, dass sie während ihrer Ehe von Johann Christoph Gottsched hauptsächlich als Helferin betrachtet wurde und dass sie oft keine Entscheidungen über ihre literarische Arbeit treffen durfte. Zudem war ihre Arbeitsbelastung in der Regel sehr hoch, weil sie neben dieser literarischen Arbeit auch den Haushalt erledigen musste. Darüber hinaus kollidierten die ständigen Gerüchte über die Affären Johann Christophs mit der Auffassung Luise Gottscheds über die Ehe und Tugenden wie Ehrlichkeit. Diese Situationen führten zu Unzufriedenheit und, wie sie selbst schrieb, zu körperlichen Krankheiten.

Obwohl Luise Gottsched oft im Auftrag schrieb oder übersetzte, hat sich auch gezeigt, dass sie Übersetzungen, wie *Die Pietisterey*, durch Änderungen oder Hinzufügung einer Figur eine eigene Gestaltung gab. Wenn sie im Auftrag schrieb, wie bei *Der Witzling* der Fall war, war zwar das Thema festgelegt, die Protagonisten jedoch nicht. Bei einem autonomen Werk wie *Das Testament* stand es Luise Gottsched frei, selbstverständlich unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, ihr eigenes Werk zu schaffen. Im vorliegenden Kapitel wird untersucht, wie die Religion, die soziale Norm und die patriarchalische Gesellschaft, die im Leben von Luise Gottsched eine beträchtliche Rolle spielten, in den weiblichen Figuren der obengenannten Werke dargestellt werden.

#### 4. Die Darstellung von Frauen in den Werken Luise Gottscheds

Von den bereits in Kapitel 2 erwähnten literarischen Gattungen, die sich für Frauen eigneten, ist die Übersetzung die Gattung, die Hilary Brown in Bezug auf Luise Gottsched hervorhebt. Sie beschreibt diese Gattung als eine, die von Männern oft als “minderwertig“ betrachtet wurde, vor allem im Vergleich zum Kreieren eigener Werke.<sup>222</sup> Diese “Minderwertigkeit“ der Übersetzung schloss dem herrschenden Gedanken, dass Frauen den Männern untergeordnet waren, an und daher wurde die Kombination von Frau und Übersetzung als passend betrachtet.<sup>223</sup> Doch betont Hilary Brown, dass Frauen eine Übersetzung damals auch als eine Art Deckmantel für ihre literarischen Interessen anwendeten. Frauen konnten sich z.B. für ein Thema, das sich nicht als eigenes Werk für eine Frau eignete, jedoch als Übersetzung erlaubt wurde, entscheiden. Außerdem konnten Frauen, mittels Anpassung des Originaltextes, eine Übersetzung personalisieren. Darüber hinaus könnte eine Übersetzung auch als unschuldiger Eintritt einer Frau in die literarische Welt betrachtet werden, wonach manchmal eigenes Werk folgte.<sup>224</sup> Wichtig zu betrachten ist die Tatsache, dass eine “minderwertige“ Übersetzung jedoch eine herausragende Bildung voraussetzte, weil Frauen, die übersetzten, über gute Fremdsprachenkenntnisse verfügen mussten.<sup>225</sup> Luise Gottsched übersetzte z.B. aus dem Französischen, Englischen, Lateinischen und Griechischen.<sup>226</sup>

Obwohl Frauen für eine Übersetzung aus mehreren Themen wählen konnten, beschreibt Hilary Brown, dass die Satire sich für Frauen vielleicht am wenigsten eignete. Sie sagt dazu, dass “[t]he satirist looks down confidently from his higher moral plane to judge and correct the weaknesses of others. The satirist speaks with an authority which is perhaps not traditionally regarded as feminine“.<sup>227</sup> Außerdem eignete Deutschland sich politisch nicht für Satire, weil erstens die Zensur erheblich war und zweitens, wenn eine Satire trotzdem herausgegeben wurde, könnte sie zurückgezogen und der Autor zudem bestraft werden.<sup>228</sup> Wenn Autoren satirisch schrieben, war es eher als unschuldiger moralischer Scherz gemeint; die Politik und die Religion wurden meistens als Gegenstände vermieden.<sup>229</sup> Trotzdem enthält u.a. *Die*

---

<sup>222</sup> Brown, *Translator*, 9.

<sup>223</sup> Ebd.

<sup>224</sup> Ebd., 3f, 9f, 27 & 37.

<sup>225</sup> Ebd., 19 & 22.

<sup>226</sup> Ebd., 29.

<sup>227</sup> Brown, “Satirist,” 1038 & 1047.

<sup>228</sup> Ebd., 1037 & 1045f.

<sup>229</sup> Ebd., 1037f.

*Pietisterey* satirische Elemente, was jedoch nicht verwundert, weil Johann Christoph Gottsched bereits in den 1720er Jahren die Wirkung der Satire als “both entertaining and instructive“ schätzte, denn “satire could improve the morals of society” und zudem erschienen in *Die vernünftigen Tadlerinnen* satirische Werke.<sup>230</sup> In den 1730er Jahren wurde *Die Scherzende Gesellschaft* gegründet, die sich ebenfalls satirischen Werken widmete und der Luise Gottsched nach ihrer Hochzeit beitrug.<sup>231</sup> Laut Hilary Brown können die Satiren Luise Gottscheds in zwei Strömungen gegliedert werden. Die erste nennt sie die “general social satire“, die u.a. Menschen, die sich moralisch nicht richtig verhalten, lächerlich macht.<sup>232</sup> Hilary Brown stuft *Das Testament* in diese Gruppe ein.<sup>233</sup> Die zweite Strömung war gemeint, um die Ansichten Johann Christoph Gottscheds bezüglich u.a. der Religion und des deutschen Sprachgebrauchs äußern zu können; zu dieser Gruppe werden *Die Pietisterey* und *Der Witzling* gerechnet.<sup>234</sup> Diese drei Werke unterscheiden sich darin, dass *Die Pietisterey* auf einem französischen Original basiert, *Der Witzling* ein Originalwerk ist, obwohl es die Ansichten Johann Christoph Gottscheds bezüglich der deutschen Sprache repräsentiert und dass *Das Testament* ein autonomes Werk ist.<sup>235</sup>

In vorliegenden Unterkapiteln wird untersucht, welche Rolle die Frauen in den Stücken spielen und wie diese Frauen von Luise Gottsched dargestellt wurden. Laut Barbara Becker-Cantarino ist wichtig zu betrachten, dass die Darstellung der Frauen in den Stücken Luise Gottscheds auf der damaligen gesellschaftlichen Konvention beruht; “Heirat, Bildung, Vermögen, familiäre Beziehungen und soziale Rollen des Kleinadels und gehobenen Bürgertums sind die wichtigen Themen“.<sup>236</sup> Das bedeutet laut Becker-Cantarino demzufolge, dass “gleichberechtigte Frauen mit kritischer oder gar rebellischer Haltung“ in den Stücken nicht vertreten werden.<sup>237</sup> Vor allem wurden die Personen, die vom sozialen Standard des männlichen oder weiblichen Geschlechts abwichen, lächerlich gemacht.<sup>238</sup> Die Ehe ist ein zurückkehrendes Thema in den Stücken Luise Gottscheds und wird deswegen auch in vorliegenden Abschnitten thematisiert.<sup>239</sup> Es wird sich jedoch zeigen, dass im Vergleich zu Luise in *Die Pietisterey*, die

---

<sup>230</sup> Ebd., 1037 & 1039f.

<sup>231</sup> Ebd., 1039f.

<sup>232</sup> Ebd., 1040f.

<sup>233</sup> Ebd., 1041.

<sup>234</sup> Ebd., 1041f & 1043f.

<sup>235</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,“ 91f.

<sup>236</sup> Ebd., 93.

<sup>237</sup> Ebd., 94.

<sup>238</sup> Ebd.

<sup>239</sup> Ebd., 98.

Protagonistinnen Lottchen und Karoline in *Der Witzling* und *Das Testament* eine andere Ansicht der Ehe gegenüber haben. Barbara Becker-Cantarino beschreibt es als eine „Neuerung“, dass Luise Gottsched in ihren Stücken „selbständige, sehr redegewandte Frauenfiguren“ auftreten lässt.<sup>240</sup>

#### 4.1 *Die Pietistery im Fischbein-Rocke; Oder die Doktormäßige Frau (1736)*

*La Femme Docteur ou la Théologie Janséniste tombée en Quenouille* des französischen Schriftstellers Guillaume-Hyacinthe Bougeant wurde von Luise Gottsched übersetzt, oder überarbeitet, darüber ist man sich in der Literatur nicht einig, und 1736 anonym als *Die Pietistery im Fischbein-Rocke; Oder die Doktormäßige Frau* herausgegeben.<sup>241</sup> *Die Pietistery* handelt von der Familie Glaubeleicht, deren Haupt Herr Glaubeleicht bereits zwei Jahre im Ausland ist, weswegen Frau Glaubeleichtin alle Verantwortung übertragen wurde. Die Familie hat zwei Töchter, Dorchen und Luischen, von denen Luischen mit Herrn Liebmann verlobt ist. Während der Abwesenheit des Herrn Glaubelichts wurde Frau Glaubeleichtin vom pietistischen Herrn Magister Scheinfromm bestochen und überredet, Luischen nicht mit Herrn Liebmann, sondern mit dem Vetter des Herrn Scheinfrommes, Herrn von Muckersdorff zu verheiraten. Die Absicht des Herrn Scheinfrommes ist, mittels dieser Ehe sich das ganze Kapital der Familie Glaubeleicht anzueignen. Am Ende des Stückes wird Herr Scheinfromm jedoch entlarvt. Zuerst wird er von der Volksfrau Frau Ehrlichin beschuldigt, dass er nicht fromm sei, weil er versucht hat, ihre Tochter zu verführen und nachdem Frau Glaubeleichtin zudem den Ehevertrag gelesen hatte, der im Auftrag von Herrn Scheinfromm verfasst wurde und ihr das ganze Vermögen abschwindeln würde, ist sie letztendlich von seinen falschen Intentionen überzeugt. In diesem Moment kommt Herr Glaubeleicht wieder nach Hause zurück, die patriarchalische Ordnung wird wiederhergestellt und Luischen und Herr Liebmann werden am selben Tag heiraten.<sup>242</sup>

Wie bereits erwähnt wurde, ist man sich in der Literatur nicht einig, ob *Die Pietistery* eine Übersetzung oder Überarbeitung ist. Jedoch wurde die Figur Frau Ehrlichin von Luise

---

<sup>240</sup> Ebd., 105.

<sup>241</sup> Waters, „Original,“ 252f.

<sup>242</sup> Gottsched, *Pietistery*, 98ff, 136ff & 140f.  
Martens, „Nachwort,“ 156.



Gottsched hinzugefügt und zeigt die “Vierte Handlung” auffallende Änderungen und diese ist außerdem länger als das Original von Bougeant.<sup>243</sup> *La Femme Docteur* wurde bereits im 10. Brief an Johann Christoph Gottsched besprochen. In diesem Brief erwähnte Luise Kulmus, dass “[i]ch [...] mich hüten [werde] auf Nebenwege zu gerathen und darauf irre zu gehen“.<sup>244</sup> Katherine Goodman beschreibt, dass eine ähnliche Übertragung der Verwaltung auf die Mutter auch in der Familie Luise Kulmus stattgefunden hatte, nachdem ihr Vater im November 1731 starb und sie beschreibt zudem, dass die Hochzeit zwischen Luise und Johann Christoph Gottsched auch lange hinausgeschoben wurde, wie in *Die Pietisterey*. Die obengenannte Aussage über die “Nebenwege“ datiert vom 30. May 1732 und obwohl es laut Katherine Goodman nur Vermutungen sind, postuliert sie, dass sowohl Luise als auch Johann Christoph Gottsched diese Ähnlichkeit anerkannten, auch weil später der Name der Protagonistin Luischen wie ihr eigener Vorname war, und dass Johann Christoph *La Femme Docteur* als eine Art Warnung gemeint hatte.<sup>245</sup>

Wurde mit diesen sogenannten “Nebenwegen“ der Beitritt zum Pietismus im Stück gemeint, oder war es eher eine Anspielung auf die Rolle der Frauen im Stück?<sup>246</sup> Dieses “[a]ktive[...] Handeln“ stellte einen Gegensatz zur üblichen “Rolle der Passivität“ der Frau in der Gesellschaft dar, die laut Sabine Schumann “im allgemeinen Bewußtsein tief verankert war[...]“.<sup>247</sup> Ruth Sanders beschreibt, dass angesichts der Entwicklung Luise Gottscheds ihre abwertende Haltung anderen “Frauen und deren Bildung“ gegenüber heutzutage als fremd erscheinen könnte.<sup>248</sup> Laut Hans-Peter Ecker zeigt sich hier “das große Paradox dieser Komödie“ weil Luise Gottsched als hochgebildete Frau sich “gegen “doctormäßige“ Frauen“ aussprach.<sup>249</sup> Doch was bereits aus den Briefen in Kapitel 3 und der Bemerkung Johann Christoph Gottscheds in Kapitel 2 hervorging, ist die Tatsache, dass für Luise Gottsched immer die weiblichen Beschäftigungen, wie den Haushalt, am wichtigsten betrachtet wurden und dass Gelehrtheit nur unter bestimmten Bedingungen, z.B. wenn diese im Dienst des Ehemannes

---

<sup>243</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,” 91f.

Goodman, “Pietism,” 642.

Kaminski, “Gottsched/in,” 93 (und Fußnote 17) & 101.

<sup>244</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 23.

<sup>245</sup> Goodman, “Pietism,” 641f.

<sup>246</sup> Sanders, “Schaffen, 184f.

Waters, “Original,” 256.

<sup>247</sup> Sabine Schumann, “Das “lesende Frauenzimmer:” Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert,” in *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, hg. von Barbara Becker-Cantarino (Bonn: Bouvier, 1980), 163.

<sup>248</sup> Sanders, “Schaffen, 185.

<sup>249</sup> Ecker, “Satire,” 58 & 62.

standen, von ihr erlaubt wurde.<sup>250</sup> Wie sich auch in Kapitel 2 herausstellte, ist dass Frauen von den Pietisten mehr zugestanden wurden, während sie normalerweise “in der Kirche zu schweigen“ hatten.<sup>251</sup> Sylvia Schmitz-Burgard beschreibt, dass Luise Gottsched bereits in ihrer Jugend bemerkte, dass Frauen, die sich für ihre religiöse Entwicklung interessierten, von männlichen Pietisten für ihre eigenen Zwecke eingesetzt wurden.<sup>252</sup> Richard Critchfield bemerkt, dass die pietistische Frau “aus ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter hinaus [trat] und [...] oft zur Prophetin und Führerin [wurde]“.<sup>253</sup> Dieser Missbrauch und die Tatsache, dass die Pietisten, und dadurch auch Frauen, von einer langen kirchlichen Tradition abwichen und somit an das verankerte Patriarchat rüttelten, wird in *Die Pietisterey* thematisiert.<sup>254</sup>

Dass *Die Pietisterey* nicht nur eine Anklage gegen diese pseudogelehrten Frauen, sondern auch gegen die Heuchelei des Pietismus ist, zeigen die ausdrucksvollen Namen der Figuren in der Komödie, die ihre Charaktere verkörpern, wie Frau Glaubeleichtin und der pietistische Magister Scheinfromm.<sup>255</sup> Nicola Kaminski stellt sich jedoch die Frage, wie man den Name Glaubeleichtin im Hinblick auf die männliche Variante Glaubeleicht auffassen soll. Einerseits könnte man laut Kaminski argumentieren, dass Frau Glaubeleichtin die Protagonistin ist und ihr deswegen die “Provenienz“ des Namens Glaubeleichtin zugehört.<sup>256</sup> Das bedeutet aber, dass der Name Glaubeleicht von der weiblichen Variante abgeleitet sei, was auf die weibliche Überlegenheit gegenüber Männern hinweist. Weil normalerweise der Name einer Frau von dem des Mannes abgeleitet wurde, wie auch Gottschedin von Gottsched, könnte das in diesem Fall laut Kaminski auf eine Art Rebellion seitens Luise Gottsched hindeuten. Andererseits verweist sie auf ein Zitat von Amédée Vulliod, der eine Aussage über das französische Äquivalent *Crédule* dieses Namens machte und behauptete, dass Monsieur *Crédule* leichtgläubig sei, weil

---

<sup>250</sup> Brown, “Classical Translation,” 351.

Sanders, “Schaffen,” 170, 175 & 185.

<sup>251</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 22 & 111.

Critchfield, “Prophetin,” 112.

Sanders, “Schaffen,” 185.

<sup>252</sup> Schmitz-Burgard, “Fashioning,” 245.

<sup>253</sup> Critchfield, “Prophetin,” 132.

<sup>254</sup> Ecker, “Satire,” 59.

Sanders, “Schaffen, 185 & 188.

Vgl. Critchfield, “Prophetin, 118ff, 130ff.

<sup>255</sup> Kaminski, “Gottsched/in,” 94f.

Vgl. Goodman, “Pietism,” 636 & 643 (auch Fußnote 72).

<sup>256</sup> Kaminski, “Gottsched/in,” 95f.

er seiner Frau die Verwaltung der Familie und des Hauses übertrug.<sup>257</sup> Deswegen könnte behauptet werden, dass mit diesen Namen die zwei Themen von *Die Pietisterey* angesprochen werden; der Name Scheinfromm verkörpert die Abneigung Luise Gottscheds den Pietisten gegenüber, während der Name Glaubeleicht/in als eine Art Warnung gilt, dass Frauen sich nicht in typisch “männliche“ Angelegenheiten einmischen sollen und dass das Patriarchat instandgehalten werden soll.

Eine Kombination der Kritik an den Pietisten und der “doktormäßigen Frau“ findet laut Michael Waters auch in der Szene statt, in der Frau Glaubeleichtin zusammen mit Frau Seuffzerin und Frau Zanckenheimin den Begriff der “Wiedergeburch“ charakterisieren wollen.<sup>258</sup> Frau Glaubeleichtin sagt dazu, “daß noch kein einziger Theologus die Wiedergeburch recht erklärt habe: Und geben dieses vor einen sehr schweren Artickel aus. Wir wollen uns also drüber machen, und diesen Herren zeigen, daß wir klüger sind, als sie“.<sup>259</sup> Außerdem ergänzt Frau Zanckenheimin, dass “[d]as [...] uns einen unsterblichen Nahmen machen [wird]“.<sup>260</sup> Über diese Aussagen der Frauen könnte bemerkt werden, dass diese gegen die Prinzipien Luise Gottscheds waren. Wie sich bereits in Kapitel 2 und in Kapitel 3 aus den Briefen herausstellte, ist dass es für Luise Gottsched wichtig war, dass Frauen nicht in den Vordergrund traten. Die Tatsache, dass diese drei Frauen sowohl versuchen, intelligenter als Männer zu sein als auch damit in die Öffentlichkeit treten zu wollen, ist für sie als Frau undenkbar und wird deswegen im Stück verspottet. Die drei Frauen haben alle eine eigene Umschreibung der “Wiedergeburch“, die sie für die Beste halten und sie streiten um das Einverständnis Magister Scheinfrommes in diesem.<sup>261</sup> Die sich immer ausdehnenden und opak werdenden Umschreibungen der “Wiedergeburch“ zeigen laut Waters die Abneigung Luise Gottscheds gegen “doctormäßige” Frauen und den Pietismus.<sup>262</sup> Frau Glaubeleichtin z.B. “[halte] die Wiedergeburch [...] für das süsse Quell-Wasser des Hertzens, welches aus der Sophia urständet, und das himmlische Wesen gebiehet“, weil es laut Frau Zanckenheimin “[d]ie

---

<sup>257</sup> Zitat nach Amédée Vulliod (Hg.), *La Femme Docteur. M<sup>me</sup> Gottsched et son modèle Français Bougeant ou Jansénisme et Piétisme* (Lyon/Paris: Rey, 1912), 103, hier in Kaminski, “Gottsched/in,” 95.

Kaminski, “Gottsched/in,” 95f.

<sup>258</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 85.

Waters, “Original,” 260.

Vgl. Kaminski, “Gottsched/in,” 93.

<sup>259</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 85.

<sup>260</sup> Ebd.

<sup>261</sup> Ebd., 92ff.

<sup>262</sup> Ebd., 86ff.

Waters, “Original,” 260.

Erbohrenwerdung der himmlischen Wesenheit [ist], aus der Selbstheit der Animalischen Seele, in dem Centro des irrdischen Menschen; und windet sich einwärts wie ein Rad“.<sup>263</sup> Die Erklärung der Frau Seuffzerin ist sogar länger als auch so möglich unklarer als die zwei anderen Beschreibungen.<sup>264</sup> Eine Änderung in der Version Luise Gottscheds findet auch in der vierten Handlung statt und zeigt eine Szene, in der der pietistische Krämer Jacob pietistischen Bücher verkauft, die wirklich existierten, namentlich erwähnt und “satirisch [...] zitier[t] und ironisch [...] kommentier[t]“ wurden.<sup>265</sup> Dies im Gegensatz zum Original von Bougeant, das hauptsächlich fiktive Bücher aufweist.<sup>266</sup> In diesem Teil sind es wiederum die Frauen, die sich über diese Titel ausbreiten und nicht sosehr der Bücher-Krämer Jacob. Hätte Luise Gottsched nur den Pietismus verhöhnen wollen, dann hätte sie z.B. diese Titel ausschließlich vom Bücher-Krämer vorlesen lassen können, stattdessen sind es die drei Frauen, die sie die pietistischen Schriften ausführlich darlegen lässt und wegen dieses “gelehrten“ Verhaltens verspottet.<sup>267</sup>

Ausschlaggebend in dieser Frage könnte die von Luise Gottsched erfundene Figur der Frau Ehrlichin sein, die in einer Regionalsprache den Magister Scheinfromm beschuldigt, dass er ihre Tochter verführt hat und er sich somit als “Heuchler“ erweist, der seinem Namen Ehre macht.<sup>268</sup> Diese Regionalsprache wurde dafür angewendet, um die Ungebildetheit der Frau Ehrlichin mit ihrer Aufrichtigkeit zu verknüpfen und “dient als Beweismittel gegen eine solche Frauenbildung“.<sup>269</sup> Laut Katherine Goodman diene Frau Ehrlichin jedoch als Warnung gegen die Pietisten, wegen der Tatsache, dass ihre Tochter von Magister Scheinfromm verführt wurde, was laut Goodman das obengenannte Geschwätz der drei Frauen fast in den Hintergrund drängt. Die Zugehörigkeit zu einer religiösen Sekte wurde laut Goodman mit sexuellen Fehlverhalten verknüpft und war somit eine Anklage gegen Menschen ohne “Vernunft“, die sich gegen diese

---

<sup>263</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 86f.

<sup>264</sup> Ebd., 89.

<sup>265</sup> Ecker, “Satire,“ 57.

Vgl. Schmitz-Burgard, “Fashioning,“ 251.

<sup>266</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 102 Fußnote 74.

Waters, “Original,“ 261.

<sup>267</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,“ 97.

Gottsched, *Pietisterey*, 102ff.

Kaminski, “Gottsched/in,“ 93.

<sup>268</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,“ 95f.

Ecker. “Satire,“, 57.

Goodman, “Pietism,“ 642f.

Gottsched, *Pietisterey*, 98f.

Waters, “Original,“ 258.

<sup>269</sup> Becker-Cantarino, *Mündigkeit*, 268.

Sanders, “Schaffen, 185.

Art Missbrauch nicht wehren konnten.<sup>270</sup> Laut Wolfgang Martens “verachtet [[d]er vernünftige Christ] nicht die dem Menschen von Gott geschenkte natürliche Vernunft und vergißt über seiner Andacht nicht die nützlichen Geschäfte“.<sup>271</sup> Obwohl auch Frau Ehrlichin sich einst mit den Pietisten eingelassen hat, weil sie ihre Tochter von Magister Scheinfromm unterrichten ließ, ist Frau Ehrlichin ehrlich in dem Sinne, dass sie sich nicht wie eine schwärmerische Anhängerin des Magisters Scheinfrommes verhält, wenn sie von der Verführung ihrer Tochter hört und sie benimmt sich deswegen auch vernünftig. Dies im Gegensatz zu den drei Frauen Glaubeleichtin, Seuffzerin und Zanckenheimin, die immer noch an seine Unschuld glauben, trotz der Anklage Frau Ehrlichins.<sup>272</sup> Frau Ehrlichin äußert sich darüber in einer Szene, die zudem die Grenze der Beschäftigungen für Frauen anführt, wenn Frau Ehrlichin zu Frau Zanckenheimin sagt:

[e]ck glow, jy sennt von dat pietistsche Wievervolck, de seck en de Reelgon mengen. Aber jy verstahn so veel darvon, als de Koh vom nygen Door. Hör jy dat? Domme Düvels sy jy! Dat segg eck ju! Eck sy so klook, als jy: Awer eck gloow, de Wiewer, de seck en solche Sachen mengen, de eenen nuscht angahn, onn de se nich verstahn, dat send Kalwes-Köppe! On dat sy jy ook!<sup>273</sup>

Hier zeigt sich, dass Frau Ehrlichin die pietistischen Frauen anders als die Männer betrachtet, weil sie klar sagt, dass Frauen sich nicht in Angelegenheiten einmischen sollen, die sie “nicht verstehen“ und die zudem Frauen gar “nichts angehen“.<sup>274</sup> Laut Ruth Sanders “argumentiert [Luise Gottsched], daß die Beschäftigung der Frauen mit Theologie fehl am Platz sei, weil sie dann ihre Haushaltspflichten vernachlässigten“.<sup>275</sup> Die Erscheinung von Frau Ehrlichin widerspricht daher der Auffassung von Nicola Kaminsky über die Provenienz des Namens Glaubeleichtin und dessen angeblichen Autorität. Hätte Luise Gottsched dem Stück eine Art Autorität für Frauen mitgeben wollen, würde sie nicht eine andere Figur als die ungebildete Frau Ehrlichin geschaffen haben, die sich außerdem gegen die Einmischung von Frauen in typisch männliche Angelegenheiten ausspricht? Wie Barbara Becker-Cantarino bereits

---

<sup>270</sup> Goodman, “Pietism,” 643ff.

<sup>271</sup> Martens, “Nachwort,” 163.

<sup>272</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 99ff.

Vgl. Goodman, “Pietism,” 645.

<sup>273</sup> Gottsched, *Pietisterey*, 100.

<sup>274</sup> Ebd.

<sup>275</sup> Sanders, “Schaffen,” 185.

erwähnte, ist die “gleichberechtigte Frau[...]“im Stuck nicht anzutreffen, trotzdem könnte behauptet werden, dass die “resolute, selbständige Frauenfigur“ in der Rolle der Frau Ehrlichin jedoch anzutreffen ist.<sup>276</sup> Wenn andere Szenen in der Komödie betrachtet werden, zeigen sich ähnliche Beispiele. Ruth Sanders beschreibt hierzu die “konventionelle Haltung“ der Hauptperson Luischen ihrem Verlobten gegenüber, wenn sie trotz ihrer Beschwerden bezüglich der Absicht ihrer Mutter, Luischen an einen anderen Mann zu verheiraten, doch ihrer Mutter und nicht dem Verlobten gehorcht.<sup>277</sup> Ruth Sanders verweist auf die Aussage Luise Gottscheds, die hier bereits in Kapitel 3 erwähnt wurde, dass auch sie ihrer Mutter gehorchte, als diese ihr gegen ihren Willen beauftragte, Johann Christoph Gottsched weniger oft zu schreiben.<sup>278</sup> Darüber hinaus beschreibt Sylvia Schmitz-Burgard, dass Luischen “hopes for her father’s return and the re-establishment of patriarchal power at home“.<sup>279</sup>

Wolfgang Martens beschreibt im Nachwort von *Die Pietisterei*, dass “[d]ie *Femme Docteur* [...] ein Schreckbild [ist], und gerade eine *Femme Docteur*, eine *doctormäßige Frau*, ist die Gottschedin – freilich in anderem Verstande – selbst gewesen, die lebendige Erfüllung einer Lieblingsvorstellung vieler Aufklärer“.<sup>280</sup> Er verweist dabei auf die Tatsache, dass erst seit der Empfindsamkeit die gelehrte Frau abgelehnt wurde.<sup>281</sup> Doch erwähnt Martens im selben Nachwort auch, dass Luise Gottsched an der Universität Leipzig ihrem Mann nur “hinter der Tür“ zuhören konnte, weil “dem Frauenzimmer [...] der Zutritt zu Vorlesungen versagt [war]“.<sup>282</sup> Das zeigt, wie auch in Kapitel 2 erwähnt wurde, dass die gelehrte Frau während der Aufklärung im Allgemeinen nicht akzeptiert wurde und dass sie eher eine Ausnahme war. Die “Nebenwege“, auf die Luise Gottsched nicht “gerathen“ und “irre [...] gehen“ wollte, können demzufolge sowohl auf den Pietismus als auch auf die Rolle der Frau in der Gesellschaft bezogen werden.<sup>283</sup> Obwohl Luise Gottsched eine hochgebildete Frau war, beschränkte sie diese Gelehrtheit, d.h. dass sie sie nur innerhalb des patriarchalischen Rahmens der Gesellschaft erlaubte. Eine Frau, die sich außerhalb dieses dominierenden Rahmens in die Öffentlichkeit,

---

<sup>276</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,” 94 & 97.

<sup>277</sup> Sanders, “Schaffen, 182ff.

<sup>278</sup> Ebd.

Vgl. Schmitz-Burgard, “Fashioning,” 256f.

<sup>279</sup> Ebd., 256.

<sup>280</sup> Martens, “Nachwort,” 166.

<sup>281</sup> Ebd.

<sup>282</sup> Ebd., 152.

<sup>283</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 23.

d.h. eine “Männerdomäne[...]“, wagen wollte, wurde auch von einer hochgebildeten Frau verspottet.<sup>284</sup>

## 4.2 *Das Testament (1745)*

Laut Hilary Brown wurde im aufklärerischen Europa die Satire “as a way of stimulating criticism and debate“ angewendet.<sup>285</sup> Wie in *Die Pietisterey* und wie auch in *Der Witzling* gezeigt wird, bedient sich ebenfalls *Das Testament* der Satire.<sup>286</sup> Das Testament erschien 1745 in *Die Deutsche Schaubühne* und ist ein Originalwerk von Luise Gottsched.<sup>287</sup> Wichtig für die Wahl für *Das Testament* ist, dass eine wohlhabende Witwe, und also kein Mann, die Hausführung hat und laut der gesellschaftlichen Norm auch führen durfte.<sup>288</sup> Hilary Brown beschreibt, dass die Figuren in den Lustspielen von Luise Gottsched oft “black-and-white characters“ sind, die “exaggerated good or bad traits“ aufweisen.<sup>289</sup> So auch in *Das Testament*.

Bereits der erste Auftritt des ersten Aufzugs zeigt die unterschiedlichen Meinungen der Schwestern Amalie und Karoline über das Testament ihrer kranken Tante Frau von Tiefenborn, bei der sie einwohnen, weil sie Waisen sind. Amalie möchte sehr gerne, dass die Tante ihr Testament aufsetzt, sodass sie weiß, was sie erben wird. Amalie braucht dieses Wissen, weil sie ihr Erbe mit ihrem Mitgift gleichsetzt; ein höheres Erbe bedeutet, dass mehr Männer sich für eine Ehe mit ihr interessieren werden.<sup>290</sup> Um dieses Erbe zu bekommen, hat sie “der Frau Muhme [...] zwanzig Jahre lang ums Maul gegangen [...] und [...] vor ihr geschmieget und gebückt“. <sup>291</sup> Die jüngere Schwester Karoline ist jedoch einer anderen Meinung, sie ist dankbar, dass die Tante sie ins Haus genommen hat und sie ist nicht am Testament interessiert.<sup>292</sup> Außerdem hält Karoline es für falsch, um “hinter ihrem Rücken“ über die Tante zu reden, sie

---

<sup>284</sup> Kording, “Mit der Feder,“ 7.  
Sanders, “Schaffen,“ 186.

<sup>285</sup> Brown, “Satirist,“ 1037.

<sup>286</sup> Ebd., 1041.

<sup>287</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,“ 92.  
Brown, *Translator*, 196.  
Richel, *Consideration*, 38.

<sup>288</sup> Sanders, “Schaffen,“ 187.

<sup>289</sup> Brown, *Translator*, 193.

<sup>290</sup> Luise Adelgunde Gottsched, *Das Testament: Ein deutsches Lustspiel in fünf Aufzügen* (Berlin: Karl-Maria Guth, 2015), 4ff, 21 & 42.

<sup>291</sup> Ebd., 7.

<sup>292</sup> Ebd., 4f, 15 & 24f.

ist der Tante immer aufrecht gegenüber, auch wenn sie nicht mit der Meinung der Tante einverstanden ist.<sup>293</sup> Diese Aufrichtigkeit wird auch oft im Stück betont.<sup>294</sup> Nur einmal erzählt Karoline nicht die Wahrheit, wenn sie ihre Schwester, trotz ihrer bösen Ansichten, vor Frau von Tiefenborn schützen wollte, was Frau von Tiefenborn sogar schätzen konnte.<sup>295</sup>

Außer Amalie, rechnet auch ihr Bruder Herr von Kaltenbrunn damit, dass er eine erhebliche Summe Geld erben wird und er hat sogar bereits Schulden gemacht, die er mit dem Erbe begleichen möchte.<sup>296</sup> Die Tatsache ist, dass obwohl Frau von Tiefenborn sich tatsächlich nicht wohl fühlte, sie jedoch wieder gesund ist und nur vorgibt, immer noch krank zu sein, um ausfindig machen zu können, wer aufrecht ist und somit das Erbe "verdient" und wer nicht.<sup>297</sup> Am Ende des Stückes werden Amalie und Herr von Kaltenbrunn entlarvt und erhalten deswegen kein Erbe. Doch zeigt sich Frau von Tiefenborn barmherzig, indem sie Amalie und Herrn von Kaltenbrunn eine Chance bietet, ihr Verhalten zu ändern. Karoline hingegen bekommt wegen ihres aufrechten Verhaltens jedoch ein Erbe.<sup>298</sup>

Neben der obengenannten Aussage, dass die Figuren in Luise Gottscheds Dramen entweder sehr positiv oder sehr negativ dargestellt werden, behauptet Hilary Brown zudem, "that literature is not produced in a vacuum, but that writers are inevitably influenced by cultural traditions and environments".<sup>299</sup> Diese Aussage kommt im ersten Aufzug dadurch zum Ausdruck, dass bestimmte Sitten besprochen werden, z.B. dass eine Frau nicht selbst aktiv einen Ehepartner suchen durfte und Karoline von ihrer älteren Schwester zurechtgewiesen wird, weil es nicht passt "daß die jüngern Schwestern den ältern vorpredigen".<sup>300</sup> Darüber hinaus zeigt der zweite Auftritt des fünften Aufzuges einen Unterschied zwischen Karoline und Amalie. In diesem Fall wird Karoline, die als aufrechte Person im Drama erscheint, mit dem Haushalt verbunden, während die betrügerische Amalie sich eher literarisch darstellt.

---

<sup>293</sup> Ebd., 8.

<sup>294</sup> Ebd., 15, 17, 24f & 27.

<sup>295</sup> Ebd., 46ff & 49.

<sup>296</sup> Ebd., 16f, 20 & 33f.

<sup>297</sup> Edward T. Potter, "Kranke Frauen: Hypochondriac Women in Comedies by C. F. Gellert and L. A. V. Gottsched," *Orbis Litterarum* 70:4 2015, 293.  
Gottsched, *Testament*, 16ff.

<sup>298</sup> Ebd., 81ff.

Vgl. Potter, "Kranke Frauen," 292ff.

Vgl. Richel, *Reconsideration*, 38f.

Vgl. Schreiber, *German Woman*, 53.

<sup>299</sup> Brown, *Translator*, 184.

Vgl. Schreiber, *German Woman*, 57.

<sup>300</sup> Gottsched, *Testament*, 5f.



Außerdem wird ein deutlicher Unterschied zwischen “gelehrt“ und “sinnreich“ gemacht, weil Herr Landrat von Ziegendorf fragt “wer wird mit den Fräulein von gelehrten Sachen reden? Zu meiner Zeit nannte man das eine lautere Schulfüchseriei“.<sup>301</sup> Laut DWDS hatte Schulfüchseriei eine abwertende Bedeutung, die u.a. mit einem “pedantische[n] wesen“ zusammenhing.<sup>302</sup> Amalie fragt Herr Landrat von Ziegendorf jedoch, “[w]arum [...] die Herren nicht mit uns auch von klugen Dingen reden [sollen]?“, worauf er erwidert, dass “kluge Dinge und gelehrte Dinge [...] zweierlei [ist]“.<sup>303</sup> Der Begriff “gelehrt“ wird in diesem Aufzug deutlich im positiven Sinne mit Männern und im pedantischen Sinne mit Frauen verknüpft.

Ein anderes Thema im Stück ist die Ehe. Frau von Tiefenborn ist eine Witwe, die gerne wiederheiraten möchte.<sup>304</sup> Auch in diesem Fall zeigt sich die gesellschaftliche Norm, indem laut ihr eine Wiederheirat einer Witwe nur unter bestimmten Umständen erlaubt wurde.<sup>305</sup> Doch wird sie in diesem Fall von einem Mann, ihrem Schwager Herrn Landrat von Ziegendorf, beruhigt, dass eine Wiederheirat erstens nicht unbedingt unangebracht ist, und dass sie zweitens einen guten Grund für eine Wiederheirat hat, weil ein Mann sie vor den habgierigen Erben schützen könnte.<sup>306</sup> Herr Landrat von Ziegendorf erwähnt außerdem, dass sein Bruder, der Kammerherr von Ziegendorf, an einer Heirat mit Frau von Tiefenborn interessiert sei.<sup>307</sup> Das Problem ist jedoch, dass Amalie und Herr von Kaltenbrunn versuchen, niemand ihre Tante besuchen zu lassen, außer dem Arzt Dr. Hippokras.<sup>308</sup> Amalie und Herr von Kaltenbrunn glauben, dass Dr. Hippokras auf ihrer Seite steht und bei Frau von Tiefenborn darauf drängt, ihr Testament zu machen. Der Fall ist aber, dass Dr. Hippokras Frau von Tiefenborn hilft, die wahren Absichten der Erben zu entlarven. Weil Amalie und Herr von Kaltenbrunn nur dem Arzt den Besuch gestatten, wird der Bruder von Herrn Landrat von Ziegendorf als Kollegen von Dr. Hippokras, unter dem Namen Dr. Schlagbalsam, vorgestellt.<sup>309</sup>

---

<sup>301</sup> Ebd., 71.

<sup>302</sup> DWDS Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute, <https://www.dwds.de/wb/dwb/schulfuechseriei>, (Campe). Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.

<sup>303</sup> Gottsched, *Testament*, 71.

<sup>304</sup> Ebd., 29.

<sup>305</sup> Ebd., 30.

<sup>306</sup> Ebd., 30f.

<sup>307</sup> Ebd., 28ff.

<sup>308</sup> Ebd., 23f & 28.

<sup>309</sup> Ebd., 31ff & 50ff.

Potter, “Kranke Frauen,” 295.

Wie sich bereits in *Die Pietisterei* zeigte, ist dass Luise Gottsched ausdrucksvolle Namen für die Figuren in ihren Stücken verwendete. Auch für *Das Testament* benutzte sie diese Methode, um die Charaktereigenschaften der Figuren auszudrücken. Frau von Tiefenborn wird die Familie von Kaltenbrunn entgegengesetzt. Wie auch bei Glaubeleicht/in in *Die Pietisterei* der Fall war, zeigt sich auch hier eine Herausforderung des Namens, indem Karoline von Kaltenbrunn sich nicht wie eine Kaltenbrunn, sondern wie eine Tiefenborn verhält. Auffallend ist auch, dass Amalie und Karoline nur mit ihren Vornamen erwähnt werden, während deren Bruder jedoch immer Herr von Kaltenbrunn genannt wird. Nur bei der Vorlesung des Testaments werden alle Namen genannt.<sup>310</sup> Möglicherweise deutet dies auf einen sozialen Unterschied der Geschlechter, indem Frauen gesellschaftlich den Männern untergeordnet waren. Veronica Richel hat eine andere Ansicht, weil laut ihr Frau von Tiefenborn sich als eine starke Frau zeigt weil “[indeed the strength of the drama] [is] [t]hat the resolution of the conflict is effected through her own shrewdness, rather than through some sort of deus ex machina“.<sup>311</sup>

Doch wenn der Name des Verlobten betrachtet wird, schlage ich eine andere Ansicht vor. Der Name Schlagbalsam, der als Deckname für von Ziegendorf verwendet wurde, ist in dem Sinne interessant, weil Schlagbalsam ein anderes Wort für Riechsalz ist, das laut dem DUDEN eine “(früher bei Ohnmachten angewandte) stark riechende, belebend wirkende Substanz“ ist und es laut DWDS ein “mittel gegen schlagfluss“, eine “plötzliche theilweise oder vollständige lähmung“, ist.<sup>312</sup> Auch hier zeigt sich eine männliche Überlegenheit; weil Frau von Tiefenborn ohnmächtig war, sich gegen Amalie und Herrn von Kaltenbrunn zu wehren, brauchte sie laut Herrn Landrat von Ziegendorf die belebende Hilfe des zukünftigen Ehemannes.<sup>313</sup> Außerdem stellte sich erst kurz vor dem Aufsetzten des Testaments heraus, dass der Kammerherr von Ziegendorf an Frau von Tiefenborn interessiert war. In dem Sinne hat *Das Testament* doch einen “deus ex machina“ und zwar in der Rolle von Dr. Schlagbalsam alias dem Kammerherrn von Ziegendorf. Ruth Sanders sagt hierzu, dass “Luise [...] natürlich weit davon entfernt [war], Frauen eigene Lösungen für ihre täglichen Probleme anzubieten“.<sup>314</sup> Erst als zur Heirat

---

<sup>310</sup> Gottsched, *Testament*, 80f.

<sup>311</sup> Richel, *Consideration*, 40.

<sup>312</sup> Academic dictionaries and encyclopedias. <https://de-academic.com/dic.nsf/dewiki/1248918#>. Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.

DUDEN Deutsches Universalwörterbuch, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Riechsalz>.

Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.

DWDS, <https://www.dwds.de/wb/dwb/schlagbalsam> (Stieler 89 und Frisch 2, 188a) und

<https://www.dwds.de/wb/dwb/schlagfluss> (Frisch 2, 188b). Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.

<sup>313</sup> Gottsched, *Testament*, 30f.

<sup>314</sup> Sanders, “Schaffen,” 186.

zwischen Frau von Tiefenborn und dem Kammerherrn von Ziegendorf beschlossen wurde, wurde das Testament vorgelesen, in dem der Kammerherr von Ziegendorf als Haupterbe und Karoline als zweite Erbin genannt und Amalie und Herr von Kaltenbrunn enterbt wurden; erst als das Patriarchat wiederhergestellt wurde, lösten sich auch die Probleme.<sup>315</sup>

Edward Potter verweist auf den Historiker Olwen Hufton, und behauptet, “that wealthy widows in preindustrial Europe had a great deal of autonomy, [...] [which] also meant that they were a source of societal anxiety in a patriarchal society” und dass “remarriage was seen as the solution to this perceived problem”.<sup>316</sup> Frau von Tiefenborn erwähnt im Stück, dass sie nach dem Tod ihres Mannes “ein paar Monate darauf eine ziemliche Neigung zu einem gewissen reichen Kavalier hatte“, der aber starb, bevor sie tatsächlich heiraten konnten.<sup>317</sup> Hier wird jedoch gezeigt, dass eine reiche Witwe selbst einen neuen Partner wählen konnte, weil sie klar sagt, dass *sie* die Neigung hatte, während Mädchen abwarten mussten, welche Männer ihnen einen Heiratsantrag machen würden.<sup>318</sup> In Kapitel 3 wurde bereits erwähnt, dass Luise Gottsched 1756, über 10 Jahre nach der Herausgabe von *Das Testament*, Wilhelmine Schulz bei ihrer Partnerwahl beriet, wobei diese Situation klar wurde.<sup>319</sup> Außerdem zeigte sich in *Die Pietisterei*, dass Luischen von der Wahl ihrer Mutter abhängig war.

Wie Herr Landrat von Ziegendorf, war auch Karoline der Meinung, dass Frau von Tiefenborn heiraten sollte. Bereits am Anfang der Komödie erwähnt sie, dass “[w]enn ich an ihrer Stelle wäre, ich heiratete noch einmal und genösse mein Vermögen recht”.<sup>320</sup> Karoline hat eine wechselnde Meinung einer eigenen Ehe gegenüber. Etta Schreiber erwähnt die Tatsache, dass hochbürgerliche Mädchen oft heirateten, um keine “alte Jungfer“ zu werden und dass tatsächlich eine unzulängliche Ehe über die gesellschaftliche Schande der “spinsterhood“ bevorzugt wurde.<sup>321</sup> Karoline behauptet anfangs, dass auch sie selbst gerne heiraten möchte, jedoch nur mit einem Mann, der sie so akzeptiert, wie sie ist, “denn meine Gemütsart muß ihm

---

<sup>315</sup> Gottsched, *Testament*, 81f.

Potter, “Kranke Frauen,” 295.

<sup>316</sup> Olwen Hufton, *The Prospect before Her: A History of Women in Western Europe: Volume One: 1500-1800* (London: HarperCollinsPublishers, 1995), 221ff & 228.

Potter, “Kranke Frauen,” 296f.

<sup>317</sup> Gottsched, *Testament*, 30.

<sup>318</sup> Potter, “Kranke Frauen,” 297.

<sup>319</sup> von Runckel, *Briefe 3*, 21ff.

<sup>320</sup> Gottsched, *Testament*, 10.

<sup>321</sup> Ebd., 5.

Schreiber, *German Woman*, 54f.

durchaus gefallen: sonst mag ich ihn nicht“.<sup>322</sup> Diese Bemerkung von Karoline ist einer Bemerkung von Luise Kulmus sehr ähnlich, weil sie 1734 in einem Brief an Johann Christoph Gottsched schrieb, dass “[n]ach meiner Denkungsart wünsche ich geliebt zu seyn, so wie ich bin, und nicht, wie ich seyn sollte“.<sup>323</sup> Diese Aussagen scheinen einerseits modern, jedoch zeigt sich hier andererseits die sozial akzeptierte Reihenfolge, weil eine Ehe nur stattfinden kann, “[w]enn einer käme, der mich haben wollte“, wonach Karoline entscheiden konnte, ob er “mir erst gefiele“ woraufhin auch Frau von Tiefenborn ihre Einwilligung für die Ehe geben musste.<sup>324</sup> Diese Szene knüpft auch an obengenannten Brief an Wilhelmine Schulz an, in dem Luise Gottsched betont, dass diese Partnerwahl für eine Frau tatsächlich sehr wichtig ist, weil eine Frau nach der Hochzeit vom Ehemann abhängig ist. Die falsche Wahl führt für eine Frau zu schwierigen Umständen in einer patriarchalischen Ehe.<sup>325</sup> Doch wenn Karoline hört, dass sie die Erbin von Frau von Tiefenborn ist und ein Vermögen und ein “Rittergut“ erben wird, ändert sie ihre Meinung und wird, solange ihre Tante lebt, nicht heiraten, weil “die Dankbegierde von mir [erfordert], daß ich meine bisherigen Dienste gegen die Frau Muhme verdoppele“.<sup>326</sup> Die Tatsache, dass Karoline nur mit einem Mann ihrer Wahl oder sogar nicht heiraten möchte, zeigt laut Etta Schreiber doch “a more modern and independent point of view“.<sup>327</sup>

### 4.3 Der Witzling

Wie *Das Testament* wurde auch *Der Witzling* 1745 im 6. Band von *Die Deutsche Schaubühne* publiziert.<sup>328</sup> Hilary Brown beschreibt, dass Luise Gottsched “supported her husband’s programme tirelessly, and frequently did so by reaching for her satirical pen“.<sup>329</sup> So auch, als sie *Der Witzling* schrieb, um dem Lesepublikum seinen Wunsch bezüglich einer standardisierten deutschen Sprache, die zudem grammatisch verständlich reguliert sein sollte,

---

<sup>322</sup> Gottsched, *Testament*, 46.

<sup>323</sup> Kording, “Konstruktionen,” 76f.  
von Runckel, *Briefe 1*, 132f.

<sup>324</sup> Gottsched, *Testament*, 46.  
Sanders, “Schaffen,” 188.

<sup>325</sup> von Runckel, *Briefe 3*, 22ff.

<sup>326</sup> Gottsched, *Testament*, 81 & 84.

<sup>327</sup> Schreiber, *German Woman*, 54f.

<sup>328</sup> Richel, *Reconsideration*, 45.

<sup>329</sup> Brown, “Satirist,” 1040.

zu zeigen.<sup>330</sup> Veronica Richel beschreibt, dass “[the] deceptively innocent plot provides the framework for Frau Gottsched’s most personal plaidoyer, for central to the dialogue is a defense of Gottsched’s linguistic and theatrical reforms“.<sup>331</sup> Auch in dieser Komödie haben die Figuren ausdrucksvolle Namen, wie die Herren Reinhart, Herr Vielwitz, Herr Jambus und Herr Sinnreich, jedoch tritt hier nur eine weibliche Figur auf, die im Personenverzeichnis als “Jungfer Lottchen, seine Unmündige“ beschrieben und ohne Nachnamen erwähnt wird.<sup>332</sup>

Wie gesagt, wird im Stück die Regulierung der deutschen Sprache thematisiert, die vom jungen Herrn Reinhart befürwortet und von den Herren Vielwitz, Jambus und Sinnreich abgelehnt wird. Diese drei letztgenannten Herren führen im 6. Auftritt eine lächerliche Diskussion voller Sprachfehler zu diesem Thema.<sup>333</sup> Dieses Gespräch, das also als sehr wichtig für das Thema der Komödie gehalten wird, findet nur zwischen den Herren statt. Obwohl diese Konversation im Zimmer Lottchens stattfindet, wird sie sogar von Herrn Reinhart unter dem Vorwand, dass der Kaffee kalt sei, weggeschickt.<sup>334</sup> Nicht nur die Diskussion wirkt komisch. Herr Vielwitz hatte drei Briefe geschrieben, die er jedoch verwechselte, wodurch die Adressaten den falschen Brief erhalten. Lottchen bekommt den Brief, den Herr Vielwitz an seinen Vater schrieb. Im Brief wird u.a. der Gastgeber von Herrn Vielwitz, der auch Lottchens Vormund ist, zu Unrecht schlecht geschildert, wofür Lottchen ihn zurechtweist. Herr Vielwitz wird somit sowohl literarisch als auch moralisch als lächerliche Figur dargestellt.<sup>335</sup>

Wenn aber Lottchen nicht am Gespräch teilnehmen durfte, was ist dann, außer die moralische Figur zu sein, ihre Rolle in der Komödie, die gerade wegen der Ansicht Johann Christoph Gottscheds geschrieben wurde? Der erste Auftritt fängt mit dem Satz “Jungfer Lottchen sitzt auf einem Stuhle und macht Knötchen“ an, und scheint somit gleich ihre Rolle in der Komödie als ein unmündiges Mädchen, das sich mit einer typisch weiblichen Betätigung beschäftigt, zu zeigen.<sup>336</sup> Gleich im ersten Auftritt findet ein Gespräch zwischen Lottchen und ihrem Vormund, dem alten Herrn Reinhart, statt, in dem Lottchen sich über den Gast Herrn Vielwitz äußert,

---

<sup>330</sup> Ebd., 1041f.

<sup>331</sup> Richel, *Reconsideration*, 46.

<sup>332</sup> Luise Adelgunde Viktorie Gottsched, “Der Witzling: Ein deutsches Nachspiel in einem Aufzuge,“ in *Komedia: Deutsche Lustspiele vom Barock bis zur Gegenwart*, hgg. von Helmut Arntzen und Karl Pestalozzi (Berlin: de Gruyter, 1962), 8.

<sup>333</sup> Ebd., 24ff.

<sup>334</sup> Ebd., 24.

<sup>335</sup> Ebd., 34ff.

Richel, *Reconsideration*, 45f.

<sup>336</sup> Gottsched, “Witzling,“ 9.

dass “nichts [...] einem jungen Menschen närrischer [steht], als wenn er klüger thun will, als alle andere“.<sup>337</sup> Die Antwort des alten Herrn Reinharts bestätigt diese Ansicht, indem er sagt, dass “[e]s [...] wohl wahr [ist], er redet immer von sich selbst, und von seiner Gelehrsamkeit“.<sup>338</sup> Obwohl es in diesem Fall von einem Mann gesagt wurde, zeigt sich hier erneut die Ablehnung einer Person, die Gelehrtheit offensichtlich zeigen möchte. Zudem äußert Lottchen ihre Meinung über eine Ehe mit Herrn Vielwitz, die von dem alten Herrn Reinhart vorgeschlagen wurde. Lottchens verstorbener Vater hat ihr ein Erbe hinterlassen, das sie laut Herrn Reinhart nicht beanspruchen kann, wenn “Sie in Ihren unmündigen Jahren wider meinen Willen heirathet“.<sup>339</sup> Das Testament besagt aber nicht, dass sie einen Heiratsvorschlag nicht ablehnen könnte und das ist genau was Lottchen macht, denn ihr Vater “hat nur einer unbedachtsamen Thorheit der Jugend vorbeugen wollen. Er hat mich aber nicht zu einer Sklavinn eines fremden Eigensinnes auf Lebenslang gemacht“.<sup>340</sup>

Veronica Richel behauptet, dass “[t]he fact Gottsched explicitly refers to this comedy in his *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst* (1757) for examples of local solecisms, leaves no doubt that it was written under his aegis“.<sup>341</sup> Diese Bemerkung ruft die Frage hervor, ob Luise Gottsched die Komödie auf eigene Initiative oder im Auftrag von Johann Christoph Gottsched schrieb. Weil der Hauptteil, d.h. die Diskussion, von Männern getragen wurde und Lottchen hierzu keinen Beitrag lieferte, schlage ich vor, dass es möglich gewesen wäre, dass die Figur Lottchen auch hätte weggelassen werden können. Lottchens wichtigster Beitrag zu diesem Stück ist ihre Bemerkung über die Ehe.<sup>342</sup> Wenn aber betrachtet wird, dass dieses Thema, dass eine Frau einen Mann ihrer Wahl heiraten möchte, sich auch in *Das Testament* zeigt, dass im gleichen Band von *Die Deutsche Schaubühne* veröffentlicht wurde, könnte argumentiert werden, dass dieses Thema für Luise Gottsched sehr wichtig war, wie sie Lottchen sagen lässt, dass “[w]enn ich mündig, und hoffentlich vernünftig genug seyn werde: so kann ich mich nach eigenem Gefallen verheirathen“.<sup>343</sup> Laut Nicola Kaminski bedeutet es, dass Lottchen “bereits in der Unmündigkeit [ihre] [...] Mündigkeit [erlangte]“ und sie zeigt sich somit als eine eigenständige Person.<sup>344</sup>

---

<sup>337</sup> Ebd.

<sup>338</sup> Ebd.

<sup>339</sup> Ebd., 10f.

<sup>340</sup> Ebd. 11.

<sup>341</sup> Richel, *Reconsideration*, 47.

<sup>342</sup> Schreiber, *German Woman*, 58ff.

<sup>343</sup> Gottsched, “Witzling,” 11.

<sup>344</sup> Kaminski, *Gottsched/in*, 119.

#### 4.4 Zwischenfazit

Die drei besprochenen Komödien von Luise Gottsched wurden mit einer zwischenliegenden Periode von ungefähr 10 Jahren geschrieben. In diesen 10 Jahren hat sich die Ansicht Luise Gottscheds bezüglich der gesellschaftlichen Rolle der Frau nicht geändert. Die Rolle der Frau sollte sich auf die Privatsphäre beschränken und Bildung für eine Frau eignete sich nur zum Eigennutz und sollte vor allem nicht öffentlich gezeigt werden. Diese Sichtweise zeigte sich in *Die Pietisterey*, wenn die drei Frauen verspottet werden, weil sie sich mit Glaubenssachen befassen und sich somit in eine Domäne, die bereits seit langem den Männern zugehörte, einmischen wollten. Ebenfalls fehlt die Bescheidenheit, die in Luise Gottscheds Briefen als eine wichtige Tugend betrachtet wird, wenn diese drei Frauen behaupten, weiser als Männer sein zu können und sie daher der üblichen untergeordneten Rolle der Frau nicht entsprechen. Auch in *Das Testament* wurde gezeigt, dass es einen Unterschied zwischen „klug“, das sich für Frauen eignete, und „gelehrt“, das sich für Männer eignete, gibt. Die redliche Figur Karoline wird mit dem Haushalt verknüpft und am Ende der Komödie belohnt, während ihre Schwester Amalie, die im Stück falsche Absichten hat, über Gelehrtheit redet und sich literarisch darstellt, enterbt wird. *Der Witzling* vertritt ebenfalls die Ansicht, dass eine Frau nicht über gelehrte Sachen mitreden darf; Lottchen wird sogar aus ihrem eigenen Zimmer weggeschickt, wenn die Männer über Literatur reden wollen. In Luise Gottscheds Briefen wurde zudem auf moralisches Verhalten Wert gelegt. Magister Scheinfromm, Herr Vielwitz, Amalie und Herr von Kaltenbrunn wurden alle wegen ihres Fehlverhaltens entweder verspottet oder bestraft.

Was sich doch änderte, war die Ansicht der Ehe gegenüber. *Die Pietisterey* zeigt Luischen, die nicht imstande war, die Macht ihrer Mutter loszuwerden. Die Entscheidung ihrer Mutter, Luischen nicht mit Herrn Liebmann, sondern mit Herrn von Muckersdorff zu verheiraten, akzeptierte sie gelassen. *Der Witzling* und *Das Testament* zeigen ein anderes Bild, obwohl bemerkt werden muss, dass dieses Bild nur aufgrund der unterschiedlichen Familienverhältnisse zustande kommen konnte. Lottchen und Karoline sind beide Waisen und sie sind somit nicht von einer Mutter abhängig. Der Vater Lottchens hatte in seinem Testament einige Bedingungen bezüglich ihrer Ehe gemacht, jedoch galten die Bedingungen nur während ihrer unmündigen Jahre. Lottchen stand es frei, während ihrer mündigen Jahre einen Mann ihrer Wahl zu heiraten. Zudem würde sie ein eigenes Vermögen haben und sie könnte demzufolge auch unabhängig sein. Karoline wohnte bei ihrer Tante Frau von Tiefenborn, einer wohlhabenden unabhängigen Witwe. Frau von Tiefenborn verkörpert eine Figur, die eine

interessante Mischung aus Patriarchat und Eigenständigkeit darstellt. Diese Mischung wurde in Kapitel 2 auch in Bezug auf Christiana von Ziegler gezeigt, die ebenfalls eine wohlhabende Witwe war, jedoch im literarischen Prozess von Männern abhängig war. Auch Frau von Tiefenborn ist einerseits wegen ihres Reichtums unabhängig und sie kann daher einen Mann ihrer Wahl heiraten. Andererseits kann sie jedoch dem Patriarchat nicht entgehen, weil sie ohne Ehemann ohnmächtig gegen die Habgier der Erben ist. Auch Karoline verkörpert diese Mischung, weil gezeigt wurde, dass einer Heirat eine bestimmte Reihenfolge vorausgeht, wobei der Mann den ersten Schritt macht, wie ebenfalls aus dem Brief von Luise Gottsched an Wilhelmine Schulz hervorgeht. Jedoch steht es sowohl Karoline als auch Lottchen frei, nicht zu heiraten, in diesem Fall auch, weil sie Erbinnen eines Vermögens sind. Zudem erwähnt Karoline, wie etwa auch Lottchen, dass sie nur einen Mann heiraten möchte, der sie akzeptiert, so wie sie ist und den sie mag, wie auch Luise Gottsched 1734 in ihrem Brief an Johann Christoff schrieb, dass “[ich] wünsche geliebt zu seyn, so wie ich bin“.<sup>345</sup>

Lottchen und Karoline weisen eine auffallende Veränderung gegenüber Luischen auf, doch findet diese Selbständigkeit innerhalb eines eng begrenzten sozialen Rahmens statt, der den großen Einfluss der Gesellschaft auf das Leben einer Frau im 18. Jahrhundert zeigt.<sup>346</sup> Trotzdem weisen diese zwei jungen Frauen eine Art Autonomie auf, die sich zwar nicht in der Öffentlichkeit, jedoch in der Privatsphäre zeigt und die mit einer Ehe, die auf gegenseitiger Akzeptanz und Respekt basiert, anfängt. Wie Barbara Becker-Cantarino betont, ist dass Lottchen und Karoline in den Komödien Luise Gottscheds eine Art Selbstständigkeit zeigen, die sie als “eine Literarisierung der kulturellen Emanzipation der Frau“ bezeichnet.<sup>347</sup>

---

<sup>345</sup> von Runckel, *Briefe 1*, 132.

<sup>346</sup> Schreiber, *German Woman*, 56 & 60f.

<sup>347</sup> Becker-Cantarino, “Geschlechterdiskurse,” 106.



## Fazit

Luise Gottsched lebte im frühen 18. Jahrhundert in einer Epoche, die als die Aufklärung bekannt ist und die durch Merkmale wie Vernunft, Gleichheit und Selbstentfaltung gekennzeichnet wurde. Jedoch hat sich gezeigt, dass die aufklärerischen Gedanken meistens nur auf die Männer, und somit nicht auf die Frauen, in der Gesellschaft zutrafen. Wie sich in Kapitel 2 herausstellte, wird die Rolle der Frau in der Geschichte im Allgemeinen als Hausfrau, Mutter und dem Mann unterworfen betrachtet. Diese Sichtweise wurde häufig durch sowohl die Kirche als auch die patriarchalische Gesellschaft immer wieder begründet und instandgehalten, weswegen diese beiden Autoritäten mächtige Gegner der Frauen waren. Während mancher Zeitalter wurden Frauen mehr Möglichkeiten in Bezug auf Erwerbstätigkeit, ein Leben im Kloster oder Bildung gestattet, doch kann behauptet werden, dass die allgemeine Ansicht während Jahrhunderte war, dass die Rolle des Mannes in der Öffentlichkeit und die der Frau in der Privatsphäre war. Eine Frau wechselte die Obhut des Vaters zu der des Ehemannes und sie wurde infolgedessen ihr ganzes Leben vom Patriarchat beherrscht.

In Bezug auf Bildung stellte sich heraus, dass ein klarer Unterschied zwischen gebildet und gelehrt existierte. Gelehrtheit traf nur in Ausnahmefällen auf Frauen zu, oft waren diese Frauen Ehefrauen, Schwestern oder Töchter von gelehrten Männern, die diese Verwandten zu Hause unterrichteten. Die Gesellschaft verpönte doch oft diese Gelehrtheit, wie sich im Fall von den promovierten Laura Bassi und Dorothea Leporin-Erxleben und der gekrönten Christiana von Ziegler zeigte. Die Trennlinie zwischen der Privatsphäre und der Öffentlichkeit bildete in der Regel auch die Grenze der erlaubten Möglichkeiten für Frauen. Bildung für Frauen wurde jedoch zur Unterhaltung des Ehemannes, um eine gute Mutter sein zu können und zur guten Führung des Haushalts als erwünscht betrachtet. Im frühen 18. Jahrhundert wurde Bildung ebenfalls als Mittel zur persönlichen Entwicklung einer Frau angesehen, jedoch wurde von einem männlichen Vormund bestimmt, was Frauen lesen und (er)lernen durften. Im Fall von Luise Gottsched führte dies zu einer ausführlichen Bildung, die vom üblichen Unterricht, den ein Mädchen damals normalerweise erhielt, abwich. Dazu wurde in ihrer Jugend, weil ihr Vater Johann Christoph Gottsched erlaubte, ihre Gedichte zu veröffentlichen, einerseits die Grenze zur Öffentlichkeit überschritten, diese Veröffentlichung jedoch andererseits an die herrschenden patriarchalischen Gedanken anknüpfte, weil die Gedichte nur anonym herausgegeben werden durften.

Den Bildungsmöglichkeiten für Frauen wurden daher die gesellschaftlichen Einschränkungen entgegengesetzt und dies führte bei Schriftstellerinnen oft zu Strategien, z.B. bestimmte Gattungen, die sich laut der sozialen Norm nur für Männer eigneten, wurden als weibliches Genre wie ein Briefroman vorgetäuscht, oder Autorinnen verheimlichten ihre literarischen Tätigkeiten und veröffentlichten ihre Werke anonym oder pseudonym, wie auch der Fall bei Luise Gottsched war. Zudem wurden manche Werke Luise Gottscheds unter dem Namen Johann Christoff Gottscheds herausgegeben. Wenn eine Frau unter einem weiblichen Namen publizierte, wurde oft ihre Fähigkeit als Schriftstellerin bagatellisiert, wie Dorothee von Runckel im Vorbericht des zweiten Bandes um Nachsicht für Luise Gottsched bat, indem wegen ihrer Weiblichkeit, nicht alle ihre Werke erfolgreich waren.

Immer wieder wurden Frauen darauf hingewiesen, dass sie in den Hintergrund gehörten und obwohl Johann Christoff Gottsched Bildung für Frauen für erwünscht hielt, erwähnte er nach dem Tod Luise Gottscheds, dass auch er sie als eine Ausnahme betrachtete. Er betonte außerdem, dass der Haushalt für sie immer die wichtigste Aufgabe war und zudem wurde klar, dass er sie als seine Helferin bezeichnete. Auch Luise Gottsched vertrat diese Ansicht und betrachtete Bildung für eine Frau nur zum Zweck des Eigennutzens; eine Frau könnte (hoch)gebildet sein, aber nur weil sie dadurch selbst "immer vollkommener und immer klüger" wurde.<sup>348</sup> Aus ihren Briefen geht klar hervor, dass ihre Bildung "nur zum Zusehen, nicht zum Mitspielen" gemeint war, und dass Frauen, die in "Männerdomänen" eintraten und als eigenständige Frauen "mitspielten", und somit ihr Wissen öffentlich zeigten, von ihr abgelehnt wurden.<sup>349</sup> Außerdem spielten Tugenden wie Bescheidenheit eine wichtige Rolle, weswegen Luise Gottsched "Ehrenbezeugungen" von Frauen, d.h. Frauen die promovierten oder gekrönt wurden, ablehnte.<sup>350</sup> Wilhelmine Schulz wurde geraten, nur die restliche Zeit dem Lesen zu widmen und dabei sollte sie auch die Bücher, die sie las, von einer männlichen Person auswählen lassen. Das Erlernen von Latein erlaubte Luise Gottsched sich nur, weil Johann Christoff sie darum gebeten hat, diese Kenntnisse im Dienst ihres Ehemannes stand und sie zudem von Baronin von Kielmansegg in diesem beruhigt wurde. Aus den Briefen an Dorothee von Runckel ging ebenfalls hervor, dass Luise Gottsched das Erlernen von Latein ihrem Sohn,

---

<sup>348</sup> von Runckel, *Briefe 1*, Vorbericht ohne Paginierung.

<sup>349</sup> Kording, "Mit der Feder," 7.

von Runckel, *Briefe 1*, 81.

<sup>350</sup> von Runckel, *Briefe 2*, 225.

jedoch nicht ihrer Tochter empfahl. Zudem soll im Fall von Luise Gottsched nicht übersehen werden, dass sie keine Kinder bekam und sie deswegen die Mutterrolle nicht erfüllen musste.

Weil auch die Religion eine wichtige Rolle im Leben Luise Gottscheds spielte, wurde für sie demzufolge die Rolle der Frau sowohl von der Gesellschaft als auch von der Kirche auf die Privatsphäre bestimmt. Wenn der Einfluss der Gesellschaft und der Religion berücksichtigt wird, kann daher argumentiert werden, dass die in der Einleitung genannte Aussage von Hans-Peter Ecker, dass die Meinung Luise Gottscheds über gelehrte Frauen “[s]chwierig[...] zu verstehen“ ist, widersprochen werden kann.<sup>351</sup> Bereits in ihrer Jugend lernte sie, dass Bildung und Gelehrtheit zwei unterschiedliche Bereiche sind und obwohl Johann Christoph Gottsched auch ihre Weiterbildung förderte, war diese hauptsächlich zur Unterstützung seiner Arbeit gemeint. Sogar die Würdigung von Christiana von Ziegler war seiner eigenen Karriere zu Gunsten. Alle Handlungen Luise Gottscheds fügten sich daher dem gesellschaftlichen patriarchalischen Rahmen und diese Stellungnahme zeigt sich demzufolge auch in den Frauenfiguren ihrer Komödien.

Die Briefe Luise Gottscheds weisen anfangs eine junge, glückliche und lebensfrohe Frau auf, deren Lebenseinstellung allmählich negativer wurde. Ihre Kinderlosigkeit, die angeblichen Affären ihres Ehemannes, die hohe Arbeitsbelastung, die Kriegsdrohung und die manchmal unfreiwillige Arbeit führten zu körperlichen Krankheiten und schließlich zu einem Todeswunsch, den sie in ihren Briefen immer häufiger erwähnte. Sie fühlte sich glücklich, wenn sie reiste, aber diese Momente waren selten. Es scheint, dass je unglücklicher Luise Gottsched wurde, desto unabhängiger wurden ihre jungen Protagonistinnen.

Diese Unabhängigkeit zeigte sich jedoch nicht in der Rolle der Frau in der Gesellschaft. In *Die Pietisterey* werden die drei Frauen, die eine ”gelehrte“ Diskussion über Religion führen, lächerlich gemacht und in *Der Witzling* wird Lottchen sogar von der Diskussion über die deutsche Sprache ausgeschlossen. Von den in Kapitel 4 erwähnten und laut Barbara Becker-Cantarino wichtigen Themen wurde vor allem die Heirat in den Komödien behandelt. *Die Pietisterey* zeigt Luischen, die sich gehorsam und passiv den Entscheidungen ihrer Mutter fügt. *Das Testament* und *Der Witzling* weisen eine andere Art Protagonistin auf. Obwohl auch Lottchen und Karoline nicht von der gesellschaftlichen Norm abweichen, zeigen sie innerhalb

---

<sup>351</sup> Ecker, ”Satire,“ 62.

der Privatsphäre jedoch eine Art Autonomie. Vor allem ihre Aussagen, dass sie einen Mann ihrer Wahl heiraten möchten, der sie zudem als die Person, die sie sind, akzeptieren soll, zeigen ihre Unabhängigkeit. Frau von Tiefenborn entspricht ebenfalls dem sozialen Rahmen, weil sie einerseits als Witwe einen Haushalt führen darf, andererseits aber wiederheiratet. Auch Frau von Tiefenborn möchte einen Mann ihrer Wahl heiraten, jedoch zeigt sich auch hier, aufgrund des Namens Dr. Schlagbalsam, dass das Patriarchat noch nicht beseitigt werden konnte.

Angesichts dieses Themas ist daher der Rat, den Luise Gottsched 1756 Wilhelmine Schulz bezüglich ihrer Partnerwahl gab, wiederum interessant. Es zeigt das Bedürfnis nach einer Art Selbstbestimmung innerhalb der Ehe, die Luise Gottsched vor allem den jungen Frauen erlaubte. Im Gegensatz zu Luischen heiraten Lottchen und Karoline in den Komödien nicht, beide wollen den richtigen Moment abwarten. Vielleicht wegen ihrer Tätigkeit als Helferin wurde von Luise Gottsched diese Art Selbstbestimmung erwünscht, was sich in der Entwicklung von Luischen zu Lottchen und Karoline äußerte, und möglicherweise galten die Komödien auch als eine Art Warnung für die jüngere weibliche Generation. Luise Gottsched gab den jungen Frauen in ihren Komödien eine Stimme und damit eine Art Selbstbestimmung, die sie selbst von Johann Christoff Gottsched nicht erhielt.

## Literaturverzeichnis

- Academic dictionaries and encyclopedias. <https://de-academic.com/dic.nsf/dewiki/1248918#>.  
Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.
- Becker-Cantarino, Barbara. *Der lange Weg zur Mündigkeit: Frau und Literatur (1500-1800)*. Stuttgart: Metzler, 1987.
- Becker-Cantarino, Barbara. ““Wenn ich mündig, und hoffentlich verständig genug seyn werde...“: Geschlechterdiskurse in den Lustspielen der Gottschedin“. In Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goodman (Hgg.), *Diskurse der Aufklärung: Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*, 89-106. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2006.
- Becker-Cantarino, Barbara. “Leben als Text: *Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*.“ In Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann (Hgg.), *Frauen Literatur Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, 83-103. Stuttgart: Metzler, 1985.
- Becker-Cantarino, Barbara. *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche – Werke – Wirkung*. München: Beck, 2000.
- Bogner, Ralf Georg. *Der Autor im Nachruf: Formen und Funktionen der literarischen Memorialkultur von der Reformation bis zum Vormärz*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2006.
- Bovenschen, Silvia. *Die imaginierte Weiblichkeit*. Frankfurt: Suhrkamp, 2016.
- Brown, Hilary. “Luise Gottsched the Satirist.” *The Modern Language Review* Vol. 103, No. 4 (Oct., 2008), 1036-1050.
- Brown, Hilary. *Luise Gottsched the Translator*. Camden House: Rochester NY, 2012.
- Brown, Hilary. “Women and Classical Translation in the Eighteenth Century.“ *German Life And Letters* 59:3 July 2006, 344-360.
- Critchfield, Richard. “Prophetin, Führerin, Organisatorin: Zur Rolle der Frau im Pietismus.“ In Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, 112-137. Bonn: Bouvier, 1980.
- Döring, Detlef. *Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig: Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds*. Tübingen: Niemeyer, 2002.

- Döring, Detlef. "Die Leipziger Lebenswelt der Luise Adelgunde Victorie Gottsched." In Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goodman (Hgg.), *Diskurse der Aufklärung: Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*, 39-64. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2006.
- Döring, Detlef, Rüdiger Otto und Michael Schlott (Hgg.). *Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel: Historisch-kritische Ausgabe: Band 1: 1722-1730*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2007.
- DUDEN Deutsches Universalwörterbuch.  
<https://www.duden.de/rechtschreibung/Riechsalz>. Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.
- DWDS Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute.  
<https://www.dwds.de/wb/dwb/schlagbalsam>. (Stieler 89 und Frisch 2, 188a). Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.  
<https://www.dwds.de/wb/dwb/schlagflusz>. (Frisch 2, 188b). Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.  
<https://www.dwds.de/wb/dwb/schulfüchserei>. (Campe). Letzter Zugriff am 14. Juni 2022.
- Ecker, Hans-Peter. "Antipietistische Satire und Dokument problematischer weiblicher Identität: Luise Adelgunde Victorie Gottscheds *Die Pietisterei im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau*." *Revista de Filología Alemana* 16, 2008, 53-64.
- Frevert, Ute. *Frauen-Geschichte: Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*. Frankfurt: Suhrkamp, 1986.
- Goodman, Katherine R. "Pietism, Luise Kulmus-Gottsched, and "Frau Ehrlichin": " *Daphnis* 35 - 2006. 615-646.
- Gottsched, Johann Christoph (Hg.). *Der Frau Luise Adelgunde Victoria Gottschedinn, geb. Kulmus, sämtliche Kleinere Gedichte: nebst dem, von vielen vornehmen Standespersonen, Gönnern und Freunden beyderley Geschlechtes, Ihr gestifteten Ehrenmaale, und Ihrem Leben*. Breitkopf: Leipzig, 1763.  
<https://www.digitale-sammlungen.de/en/view/bsb10109581?page=,1>
- Gottsched, Luise Adelgunde Victorie. *Das Testament: Ein deutsches Lustspiel in fünf Aufzügen*. Berlin: Karl-Maria Guth, 2015.  
<https://books.google.de/books?id=Z5Y6AAAACAAJ&pg=PA81#v=onepage&q&f=false>
- Gottsched, Luise Adelgunde Viktorie. "Der Witzling: Ein deutsches Nachspiel in einem Aufzuge." In Helmut Arntzen und Karl Pestalozzi (Hgg.), *Komedia: Deutsche Lustspiele vom Barock bis zur Gegenwart*, 7-38. Berlin: de Gruyter, 1962.

- Gottsched, Luise Adelgunde Victorie. *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau*. Stuttgart: Reclam, 1976.
- Hilmes, Carola. "Vom Skandal weiblicher Autorschaft: Publikationsbedingungen für Schriftstellerinnen zwischen 1770 und 1830." In *Skandalgeschichten: Aspekte einer Frauenliteraturgeschichte*, 43-65. Königstein/Ts: Ulrike Helmer Verlag, 2004. (Word-Datei der Autorin über Goethezeitportal).  
[http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/hilmes\\_autorschaft.pdf](http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/hilmes_autorschaft.pdf).
- Hufton, Olwen. *The Prospect before Her: A History of Women in Western Europe: Volume One: 1500-1800*. London: HarperCollinsPublishers, 1995.
- Kaminski, Nicola. "Gottsched/in oder Umwege weiblicher Autorschaft: Die Vernünftigen Tadlerinnen – Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau – Herr Witzling." In Stephan Pabst (Hg.) *Anonymität und Autorschaft: Zur Literatur- und Rechtsgeschichte der Namenlosigkeit*. 89-128. Berlin/Boston: de Gruyter, 2011.
- Kord, Susanne. *Sich einen Namen machen: Anonymität und weibliche Autorschaft 1700-1900*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1996.
- Kording, Inka. "Konstruktionen der Unmittelbarkeit – Individualität in den Brautbriefen Louise Gottscheds." In Gabriele Ball, Helga Brandes und Katherine R. Goodman (Hgg.), *Diskurse der Aufklärung: Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched*, 65-88. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2006.
- Kording, Inka (Hg.). *Louise Gottsched - "mit der Feder in der Hand": Briefe aus den Jahren 1730 - 1762*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999.
- Lerner, Gerda. *The Creation of Feminist Consciousness: From the Middle Ages to Eighteen-seventy*. New York/Oxford: Oxford University Press, 1993.
- Martens, Wolfgang (Hg.). "Nachwort". In *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau*. Stuttgart: Reclam, 1976.
- Potter, Edward T. "Kranke Frauen: Hypochondriac Women in Comedies by C. F. Gellert and L. A. V. Gottsched." *Orbis Litterarum* 70:4 2015. 263-305.
- Richel, Veronica C. *Luise Gottsched: A Reconsideration*. Bern/Frankfurt: Lang, 1973.
- von Runckel, Dorothee Henriette (Hg.). *Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus. 1*. Dresden: Harpeter, 1771.  
<https://www.digitale-sammlungen.de/en/view/bsb10402935?page=,1>
- von Runckel, Dorothee Henriette (Hg.). *Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus. 2*. Königsberg: Kanter, 1776.  
<https://www.digitale-sammlungen.de/en/view/bsb10402937?page=,1>

von Runckel, Dorothee Henriette (Hg.). *Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus*. 3. Dresden: Harpeter, 1772.

<https://www.digitale-sammlungen.de/en/view/bsb11344304?page=,1>

Sanders, Ruth H. ““Ein kleiner Umweg:“ Das literarische Schaffen der Luise Gottsched.“

In Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, 170-194. Bonn: Bouvier, 1980.

Schlechter, Paul. *Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie*. Berlin: Herz, 1886.

Schmitz-Burgard, Sylvia. “Fashioning Mind or Body: Women’s Choices in 1736: Luise Adelgunde Victorie Gottsched’s Life in View of *Die Pietisterey im Fischbeinrocke, oder die Doctormäßige Frau*.“ *Daphnis* 42 - 2013. 237-263.

Schreiber, S. Etta. *The German Woman in the Age of Enlightenment: A Study in the Drama from Gottsched to Lessing*. New York: King’s Crown Press, 1948.

Schumann, Sabine. “Das “lesende Frauenzimmer:“ Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert.“

In Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Die Frau von der Reformation zur Romantik: Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, 138-169. Bonn: Bouvier, 1980.

Schweitzer, Antonie und Simone Sitte. “Tugend – Opfer – Rebellion: *Zum Bild der Frau im weiblichen Erziehungs- und Bildungsroman*.“ In Hiltrud Gnüg and Renate Möhrmann (Hgg.), *Frauen Literatur Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, 144-165. Stuttgart: Metzler, 1985.

Stephan, Inge. *Das Schicksal der begabten Frau im Schatten berühmter Männer*. Stuttgart: Kreuz, 1989.

Waters, Michael. “Frau Gottsched’s *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke: Original, Adaption or Translation?*“ *Forum for Modern Language Studies* Vol. XI (3) 1975. 252-267.

Wolf, Michaela. “The Creation of a “Room of One’s Own”: *Feminist Translators as Mediators between Cultures and Genders*.“ In José Santaemilia (Hg.), *Gender, Sex and Translation: The Manipulation of Identities*, 15-26. London/New York: Routledge, 2014.